This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495340 1

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

---

36. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

Achter Theil.

1. Der Graf von Barcellona.
2. Schloß Wiernitz.
3. Carl's des Großen Jugendliebe.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243739
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Der Graf von Barcellona.

Der Graf von Barcellona.

Don Ramiro der Zweyte, König von Arragonien, war gestorben. Er hatte eine unmündige Tochter hinterlassen, die nach dem Willen ihres Vaters Erbinn und einst Gebietherinn seines schönen Reiches werden sollte, und die verwitwete Königinn nebst ihrem Bruder, Don Garcia, den sie über alles liebte, zu Vormündern und Regenten des Landes ernannt, bis Ines die Jahre der Mannbarkeit erreicht und sich ein würdiger Gemahl gefunden haben würde, der mit ihrer Hand zugleich die Zügel der Regierung empfangen könnte. Diesen Gemahl hatte Don Garcia bereits für sie bestimmt, seinen Sohn Sancio, der mit Ines von gleichem Alter, mit ihr erzogen, und von der Königinn, theils um seines sanften Wesens, und seiner zarten Schönheit, theils um des theuern Br-

ders willen, wie ein Sohn geliebt ward. Schon seit langen Jahren hatte Don Garcia in seiner Schwester den Gedanken zu erregen gewußt, daß sie das Schicksal ihrer Tochter in keine besseren Hände legen könnte, als in die des gutmüthigen, ihr mit kindlicher Liebe ergebenen Neffen; aber der König wollte nichts von dieser Verbindung wissen, die seinem Hause wenig Glanz und Vortheil versprach; vielmehr hatte er stets darauf gedacht, durch die Hand der einzigen Tochter sich an ein großes gewaltiges Haus zu schließen und zugleich das Erbtheil derselben durch die Macht des Schwiegersohns zu schützen. So lange er lebte, wagte es daher die Königinn nicht, mit ihren Absichten hervorzutreten; aber als nach seinem Tode sie und ihr Bender freye Hand bekamen, hing sie mit Liebe und Lust dem lang genährten Plane nach, und versäumte nichts, was dazu dienen konnte, das Herz ihrer Tochter mit den Empfindungen zu erfüllen, die ihren Absichten das leichteste Gelingen sicherten.

Sancio und Ines hatten mit einander gespielt, sie lernten jetzt mit einander, sie bildeten sich mit einander, und es ward ihnen bald Beyden zu ihrem großen Vergnügen klar, daß sie sich auch für einander bildeten. Ines war dem liebenswürdigen Gespielen mit schwesterlicher Zärtlichkeit zugethan,

und Sancio nahm freudig die Hoffnung auf, daß die holde Gefährtinn seiner Kindheit, deren Schönheit sich mit jedem Jahre verwunderlicher entfaltete, einst sein geliebtes Weib werden sollte. An ihren Thron und die Herrlichkeiten, die ihm dadurch zufallen würden, dachte der sanfte Jüngling nicht, und auch Ines hatte keine Vorstellung davon, daß ihr Besitz von so hohem Werthe für irgend Jemand seyn könnte.

Aber Ines wuchs heran, sie hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und obwohl Don Garcia dafür gesorgt hatte, die Nachricht, daß sie seines Sohnes bestimmte Braut und Don Sancio der künftige König von Arragonien sey, durch ganz Spanien zu verbreiten, so reizten dennoch der Ruf von Ines außerordentlicher Schönheit und die Aussicht, durch ihre Hand einen Thron zu erlangen, die Hoffnung zu vieler Ritter und Fürsten, als daß nicht bald Sarragossa der Sammelplatz bedeutender Fremden geworden wäre, die nur darnach strebten, die Augen der schönen Thronerbinn auf sich zu ziehen und sich ihre Gunst zu erwerben. So ungern Don Garcia und die Königinn diese Bewerbungen sahen, so konnten sie doch dieselben nicht gänzlich verhindern, und dem ruhmwürdigen Streben einer edlen Jugend in Spiel und Kampf und ritterlichen Übun-

gen keinen Zwang anthun. Auf diese Art kam es denn, daß Donna Ines sehr oft Turnieren beywohnte, die ihr zu Ehren gegeben wurden, daß ihre Hand den Dank austheilte, sie als die Königinn der Feste bewundert, gepriesen, und der Ruhm ihrer Schönheit in lieblichen Liedern und weithin wiederhohlten Gesängen bis an die Gestade des Meeres und bis jenseits der Pyrenäen getragen wurde. Natürlicherweise gab ihr dieß einen Begriff von ihrem Werthe, den sie zuvor nicht geahndet hatte; aber es minderte weder ihre herzliche Zuneigung für ihren Jugendfreund, noch brachte es sie jemahls auf den Gedanken, daß es möglich wäre, unter dieser blühenden, tapfern Ritterschaar, die sich um sie als den Mittelpunct aller ihrer Wünsche versammelt hatte, mit forschenden Augen umzublicken, und sich irgend Einen, der vor den Andern an Trefflichkeit oder Liebenswürdigkeit hervorragte, auszuwählen.

Dennoch war Einer, der dieses Wiches und dieser Wahl von Vielen, ja wohl vor Allen werth gewesen wäre, und dieß war der junge, muthige Don Raimund, Sohn des mächtigen Grafen von Barcellona. Auch würde ihn das Auge der schönen Ines unfehlbar ausgefunden haben, wenn nicht Don Garcia, der sogleich in ihm den furchtbar-

ſten Nebenbuhler ſeines Sohns erkannt hatte, Alles angewendet hätte, gerade dieſen Grafen von Barcellona ſo fern als möglich von ſeiner Nichte zu halten.

Nur zu bald fühlte Don Raimund dieſe Zurückſetzung, und ſein ſtolzes Herz war auf's glühendſte dadurch erbittert. Leicht ſah er die Abſicht des Vormunds durch, und ſein aufwallender Zorn hätte ihn beſtimmt, den Hof zu verlaſſen, an dem man nicht allein ſeinem perſönlichen Werthe keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſondern ihm nicht einmahl die Auszeichnungen erwies, die ſeine Geburt und ſein Rang forderten, wenn er nicht den Pfeil im Buſen getragen hätte, der ihm zum Theile die Kraft zur Flucht raubte, und zum Theile ihn mit ſüßer Gewalt in der Nähe der Geliebten hielt, ſo, daß er gar nicht hätte entfliehen wollen, wenn er es auch gekonnt hätte. Was ihn aber am tiefſten kränkte, war, daß man ihm jede Annäherung an Ines unendlich ſchwer, und zuletzt ganz unmöglich machte, nachdem die Prinzeſſinn ſich zufällig bey einem Kampfſpiele geäußert hatte, daß doch unter allen anweſenden Rittern der Graf von Barcellona den meiſten Anſtand und die größte Gewandtheit habe.

Tag und Nacht ſann Don Raimund darauf,

wie er durch ein auffallendes Ereigniß die Blicke der Prinzessinn mit Gewalt auf sich lenken und sich, trotz der Wachsamkeit der Königinn und Don Garcia's, ihre Achtung, und endlich vielleicht ihre Neigung erwerben möchte. Nimmermehr konnte er glauben, daß ihre Liebe für den zarten Don Sancio, der eher einem Mädchen, als einem Ritter glich, und sich durch keine Geschicklichkeit, wie sie Fürsten seines Alters geziemte auszeichnete, etwas anderes als Gewohnheit seyn könne, ja, er war überzeugt, daß sie niemahls recht glücklich mit einem Gemahle seyn würde, dem es an Vermögen wie an Muth gebrach, den Thron, welchen er mit der Hand seiner Jugendgespielinn erhielt, auch mit Würde zu behaupten.

Das Bild des jungen, kräftigen Don Raimund, wie er bald beym Tanze sich anmuthig und doch sicher bewegte, bald in ritterlicher Gewandtheit seinen Gegner aus dem Sattel hob, bald bey einem Stiergefechte, als eines der wüthenden Thiere einen Stierkämpfer bereits erreicht hatte, vom Balkon in die Schranken gesprungen war, und dem Stier in dem Augenblick, wo er den armen Menschen durchbohren wollte, den Dolch in den Nacken gestossen hatte — dieses Bild war nicht so schnell aus dem An-

denken der Prinzessinn verschwunden. Sie kam zum großen Ärgerniß ihrer Mutter und ihres Oheims öfter im Gespräche darauf zurück, und da diese ihr endlich begreiflich machten, daß man mit allen diesen äußeren Vorzügen ein sehr schwanzes Herz und lose Sitten verbinden könne, wie sie von sicherer Hand wüßten, daß es beym Grafen der Fall wäre, so änderte sie endlich ihren Sinn dahin, daß sie den Wunsch äußerte, Sancio, der so hübsch und so gut, und so sittig sey, möchte sich doch auch einmahl in allen diesen Künsten vor ihr und ganz Sarragossa zeigen, ja, es würde sie sehr freuen, den stolzen und übermüthigen Grafen von Barcellona, der sich auf diese äußeren Vorzüge so viel zu Gute thäte, von ihrem geliebten Vetter überwunden zu sehen.

Don Garcia hörte diese Worte mit großem Mißvergnügen. Er suchte seiner Nichte diese Gedanken auszureden, er suchte endlich durch gänzliches Stillschweigen diese Anregung in Vergessenheit zu bringen; aber Ines vergaß ihrer nicht. Es war kein Kampfspiel, kein Ringelrennen, kein Carousel, wo nicht das Lob des Grafen von Barcellona in ihre Ohren tönte, und wo sie nicht mit einer Art von Beschämung und Heftigkeit den Wunsch äußerte, ihren Freund und Bräuti-

gam ſich mit ihm meſſen, und den ſtolzen Fremdling beſchämen zu ſehen.

Don Garcia entſchuldigte ſeinen Sohn mit der zu zarten Jugend, indem er kaum das ſechzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Aber Ines forſchte nach. Der Graf von Barrellona zählte zwar neunzehn; allein er hatte ſchon vor fünf Jahren ſeinen Vater in den Krieg begleitet, und gerade in Sancio's Alter einen Mohrenfürſten im Zweykampf erlegt. Sancio konnte endlich ſelbſt nicht mehr dieſe Äußerungen, und das Lob des Don Raimund, das ihm von allen Zungen, und am kränkendſten von der ſeiner Braut ertönte, geduldig und unthätig anhören, und er drang darauf, ſich auch in den Schranken zu verſuchen, auf die er bisher mit den Damen des Hofes als Zuſchauer herabgeblickt hatte. Er fing an ſich zu üben, er begehrte mit Ungeſtüm von ſeinem Vater die erſten Waffen, und erhielt ſie endlich ſammt dem Ritterſchlag in einer feyerlichen Verſammlung zu Ines größter Freude, die nun von nichts als ſeinem Siege über den Grafen von Barcellona träumte, und ſich an dem Gedanken ergetzte, ihren geliebten Jugendgeſpielen und künftigen Gemahl bey einem Turniere den Preis erhalten zu ſehen.

Die Gelegenheit both ſich bald dar. Der Geburtstag der ſchönen Ines nahte heran. Der Graf von Barcellona nahm ſich vor, ihn durch ein Turnier zu feyern, das Alles, was man bisher in Saragoſſa von ſolchen Feſten geſehen hatte, weit verdunkeln ſollte. Er nahm ſich vor, der Dame ſeines Herzens ſeine Ergebenheit und Liebe damit zu beweiſen, er hoffte endlich bey dieſem Kampfſpiele doch einmahl die Gelegenheit zu finden, ſich ihr nähern, und ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen zu können, indem er ſie hatte bitten laſſen, an dieſem ihr geweihten Tage den Dank mit eigner Hand auszutheilen, den er ſich von Niemand beſtreiten zu laſſen feſt vorgeſetzt hatte. In dieſer Abſicht ließ er durch weit verſandte Schreiben alle edlen und kampfluſtigen Ritter des Landes und der Nachbarſchaft einladen, ſelbſt die Fürſten der Mauren wurden nicht ausgeſchloſſen, und Alles ſah mit Erwartung und Freude dem glänzenden Tage entgegen.

Don Sancio ſollte bey dieſem Turniere ſeine erſte Waffenprobe öffentlich ablegen. Ines freute ſich ganz außerordentlich darauf, ſie hatte ihm ſelbſt eine Feldbinde geſtickt, er trug ihre Farben, und erſchien zu ihrer und vieler Damen Freude, ſchön wie ein Liebesgott in ſeiner hellſpiegelnden Rüſtung. Das Stechen begann.

hatte es geschickt zu veranlassen gewußt, daß Sancio Anfangs mit andern Kämpfern, und nicht mit dem Grafen von Barcellona zusammentraf. Seine ersten Versuche gelangen nicht übel; und wenn er auch keinen Gegner aus dem Sattel zu heben vermochte, so hatte er sich doch ganz gut in dem seinigen erhalten. Indessen hatte der Graf von Barcellona in blauangelaufener, mit Gold eingelegter Rüstung, mit dunkelblau und schwarzem Helmbusche, der von einem goldnen Greifen getragen wurde, auf seinem schwarzen Rosse wie eine Gewitterwolke hoch über Alle herausragend, still und schweigend vor den Schranken gehalten. Jetzt sprengte er in die Bahn, schlug das Visier auf, ritt vor den Damen vorüber, und grüßte sittig mit dem Speere. Indem sein Auge auf die Prinzessinn fiel, überflog eine glühende Röthe sein jugendlich braunes Gesicht, und ein so freundlich düsteres Lächeln verklärte diese edlen Züge, daß Ines unwillkürlich erröthete und bey sich dachte: Ach, wie ists möglich, so schön, so freundlich auszusehen, und so böse zu seyn!

Der Graf ließ das Visier heras, tummelte sein schwarzes Roß, hielt dann mitten im Kreise und gab das Zeichen, daß die Trompeten ertönen, und ihm einen Gegner auffordern möchten. Es geschah.

Ein Ritter nach dem andern sprengte in die Bahn, und Einer nach dem Andern fiel von des Grafen sicherm Stosse entsattelt auf den Sand; es schien, als wären die Speere der Andern nichts als Strohhalme, leicht zerbrechlich und schwach, wenn Raimunds Lanze sie ohne Zeichen der Anstrengung vor sich hinwarf. Die Ritter ergrimmten im Herzen, Alle, von Einem Manne, und noch dazu von einem Jüngling überwunden zu seyn. Don Garcia sah Raimunds Erfolg mit banger Seele, Ines, halb mit Bewunderung, halb mit Unmuth, daß es nicht ihr Ritter war, und Sancio schon wieder vor ihm zurückstehen mußte. Als aber endlich nur mehr zwey Ritter, ein alter, versuchter Maure und Don Sancio übrig waren, die den Sand noch nicht geküßt hatten, — da lief ein Gemurmel durch die Reihen der Zuseher, und Alles verkündigte dem Grafen mit frohem Beyfall seinen nahen vollständigen Sieg. Jetzt sprengte Sancio, ungeduldig, diesen stolzen Gegner zu ertragen, in die Schranken, und Raimunds Herz wallte höher auf von Liebe und Siegeslust, als er den Nebenbuhler ankommen sah. Sie tummelten ihre Pferde, sie rannten gegeneinander — und Don Sancio flog wie ein Ball von Raimunds erstem Stosse weit hin bis an das Gerüste, auf welchem die Damen saßen, daß

der Balkon davon erschüttert wurde. Ines stieß einen lauten Schrey aus, sie beugte sich weit vor, um zu sehn, ob Sancio sich nicht wieder erheben würde. Er blieb regungslos liegen. Don Raimund sprang erschracken vom Pferde, und eilte auf Sancio zu. Er erhob ihm das sinkende Haupt, löste Helm und Halskragen, und das todtbleiche Antlitz des Jünglings, der mit geschlossenen Augen leblos in den Armen seines Siegers lag, verbreitete allgemeine Bestürzung. Don Garcia eilte in den Kampfplatz herab, Ines sank weinend in die Arme ihrer Mutter, Raimund bemühte sich vergebens den Ohnmächtigen zu erwecken. Sancio blieb ohne Besinnung, man trug ihn für todt aus den Schranken; und die Ärzte, welche gerufen wurden, erklärten, daß der schwere Fall mit dem Helm auf dem Haupte ihm das Gehirn verletzt, und er nur wenige Stunden noch zu leben haben werde. Nun waren Trauer und Schrecken allgemein. Don Garcia wollte verzweifeln, da alle seine ehrgeizigen Plane und Hoffnungen mit einem Mahl dahin sanken. Ines war untröstlich um den Tod ihres geliebten Freundes, und betäubt von dem schnellen Wechsel der Dinge, die Königinn zerfloß in Thränen, der Hof, die Stadt theilten den Schmerz der

Fürsten, und Alles sah den bestürzten Grafen als die unselige Ursache alles dieses Unglücks an.

Don Garcia wußte diese Stimmung nur zu gut zu nützen. Sein unglücklicher Sohn, dem kaum auf Augenblicke das Bewußtseyn zurückkehrte, verschied noch denselben Tag in seinen Armen, und bald machte der heftige Schmerz einem eben so heftigen Rachegefühle Platz. Vergebens sagten ihm Vernunft und Billigkeit, daß der Graf an diesem Unfalle ganz schuldlos, und das große Unglück nur einem Zufall und Sancios allzuzartem Körperbau zuzuschreiben sey; vergebens erhob sich, als die ersten Regungen des Schreckens und Mitleids besserer Überlegung Platz gemacht hatten, auch in den Gemüthern der andern Menschen diese Erkenntniß mit Macht, und Alles entschuldigte den Grafen von Barcellona, der gar nicht anders, als nach Ritterssitte, und Turnierbrauch gehandelt hatte, und durch seine ungeheuchelte Trauer und innige Theilnahme seine Unschuld genugsam bewies. Don Garcia wollte von allem diesem nichts hören, er wies jede Vorstellung zurück, und nachdem die Tage der Beerdigung und des ersten Schmerzens vorüber waren, erschien er in ausgesucht tiefer Trauer und höchster Feyerlichkeit öffentlich und klagte vor den versammelten Großen und dem Volke den Grafen

von Barcellona des schändlichen Verrathes und unritterlicher Sitte an, indem er sich gefeyter Waffen bedient, nur also den Sieg über so viele und mächtige Gegner davon getragen, und endlich den unglücklichen Jüngling, auf dessen Tod es bey diesem Turniere abgesehen gewesen war, mit dem ersten Stosse gleichsam von weitem getödtet habe, indem sonst auf natürlichem Wege dieser plötzliche Fall gar nicht zu erklären wäre.

Alles war empört über diese Anklage, Alles murrte im ersten Augenblick, und Don Raimund, der zugegen war, schäumte vor Wuth, trat in den Platz und suchte sich zu vertheidigen. Nun wurde der Lärmen noch größer und allgemeiner, und wie es bey der leicht erreglichen Menge, unter welche Garcia nicht versäumt hatte, seine Anhänger zu mischen, zu gehen pflegt, es erhoben sich nach und nach Zweifel, man fing an nachzudenken, man verglich, und während noch Raimund mit funkelnden Blicken und hochgehobner Hand seine Unschuld laut betheuerte und den Himmel zum Zeugen seiner Worte anrief, war ein großer Theil des anwesenden Volks umgestimmt und nicht ungeneigt, der Beschuldigung des Don Garcia Glauben beyzumessen, der mit eindringenden Worten den frühen Tod des liebenswürdigen Jünglings schilderte, das

Volk seiner wohlbekannten Tugenden mahnte, sich seinem Vaterschmerz unverhohlen überließ und Alles zur Rache gegen den Mörder aufrief.

Schon waren die Gemüther erhitzt, und manche Arme bereit, dem unedlen Rufe zu gehorchen, da stand Don Diego de Manilla, ein ehrwürdiger Greis und einer der Ersten von Arragoniens Adel auf, und seine ehrfurchterweckende Gestalt geboth Stillschweigen und Ruhe. Ohne mich, hub er an, in die Erörterung der Frage zu mischen, ob die Beschuldigung des Don Garcia gegründet seyn könne, oder nicht, ohne den Beklagten weder zu vertheidigen, noch zu entschuldigen, kann ich nimmermehr zugeben, daß das Volk von Arragonien sich eines unedlen Verfahrens und einer himmelschreyenden Ungerechtigkeit schuldig mache. Hat Don Raimund das ihm geziehene Verbrechen begangen, so mag er es bekennen, und die von den Richtern zuerkannte Strafe ausstehn; hat er es nicht begangen, so soll er sich vertheidigen, und falls dieses, wie mir scheint, in vorliegendem Falle nicht möglich wäre, so mag ein Gottesurtheil und ehrlicher Zweykampf den Streit entscheiden, den wir kurzsichtige Menschen zu lösen nicht im Stande sind. Es trete ein Kämpfer gegen ihn auf aus dieser Menge, die sich hier schlag- und rachsüchtig

erhoben hat, und der Graf von Barcellona erhär- entweder seine Unschuld mit seinem Schwerte, oder Gott wird über den Schuldigen sprechen, und seiner Seele gnädig seyn. Don Diego schwieg, Alles fiel ihm mit lauter Stimme bey, und freudig trat Don Raimund hervor, und nahm den vorgeschlagenen Kampf mit muthiger Zuversicht an. Don Garcia knirschte, und in der Aufwallung des Unmuthes warf er den Handschuh hin, selbst für seine Behauptung zu fechten. Aber Don Raimund trat erblassend zurück, und mit bittend erhobenen Händen rief er: Ihr Adel und Volk von Arragon! Und besonders Ihr, Don Manilla, ehrwürdiger Greis, dessen gerechter Spruch meine Ehre sicherte! O verhängt nur das nicht über mich, und gebet nicht zu, daß Don Garcia als Bluträcher seines Sohnes gegen mich auftritt. Gegen ihn kann ich nicht fechten, gegen ihn, dem ich wider Willen das Liebste geraubt habe. Nimmermehr könnte ich mein Schwert gegen dieß Haupt erheben, das durch sein Alter, sein Unglück und mein Verschulden heilig ist. Laßt gegen mich auftreten, wen Ihr wollt, Eure verfuchtesten Kämpfer! Sendet zwey auf einmahl! Gott, der meine Unschuld kennt, wird mich schützen. Aber wenn ich gegen Don Garcia kämpfen soll, so verurtheilt

mich nur lieber gleich zum Scheiterhaufen, und ich werfe Schild und Schwert weg, und überliefere mich wehrlos Eurer Rache.

Indem der Jüngling diese Worte mit wehmüthiger Heftigkeit, und mit Thränen, die aus seinen großen Augen fielen, ausrief, war die ganze Versammlung bewegt. Selbst Don Garcia schaute schweigend und düster zu Boden, und Manilla erhob sich zum zweytenmahl und sagte:

Es sey fern von uns, Euch, junger Mann, einen Gegner aufzudringen, den Ihr aus so gerechten als löblichen Gründen verwerft. Auch wird der edle Don Garcia nach einiger Überlegung wohl einsehen, daß ihn sein Schmerz und sein Rittersinn zu einem Anerbiethen verleitet haben, welches weder seinen Jahren noch seinen Kräften angemessen ist, und so bestimme ich mit Genehmigung dieser ganzen Versammlung den achten Tag von heut an zum Gottesgerichtskampf und verordne, daß der Kampf, die Ursachen und Bedingungen desselben durch Herolde öffentlich ausgerufen werden sollen, und jedermänniglich, der davon Wissenschaft hat, und sich von der Schuld des Grafen von Barcellona überzeugt hält, gegen ihn auftreten möge. — Hier schwieg Manilla. Garcia sah finster vor sich nieder, das Volk rief ihm Lau-

ten Jubel zu, und Don Raimund verließ, von Vielen begleitet, denen sein Betragen schon längst die Herzen gewonnen hatte, die Versammlung.

Ines brachte unterdessen ihre Tage in der tiefsten Traurigkeit zu. So schmerzlich ihr aber der Verlust des geliebten Jugendgespielen fiel, den sie jeden Augenblick und bey jeder Veranlassung vermißte, so konnte sie doch nimmermehr in die gehässigen Ansichten ihrer Verwandten einstimmen, und Don Raimunds That für vorsetzlichen, und noch dazu zauberischen Mord halten. Vielmehr schrieb sie Alles einem unglückseligen Zufalle zu. Es war ihr eine Art von Beruhigung, wie sie vernahm, daß Don Raimund um den Tod seines Nebenbuhlers Thränen vergossen habe, und als vollends Don Manilla den Hergang bey der Versammlung und des Grafen Betragen gegen den beleidigten Vater schilderte, da rief sie weinend aus: Ach Gott! Soll denn noch mehr Blut vergossen werden? Mein armer Sancio wird doch nicht mehr lebendig davon! Aber sie durfte diese Gesinnung nicht vor ihren Verwandten laut werden lassen, und so trug sie im Stillen ihr Leid, und bethete nun unabläßig für die Ruhe der Seele ihres Bräutigams, und für die Rettung seines unschuldigen Mörders.

Indeſſen war der Tag des Zweykampfs gekommen, und Don Garcia's Einfluß groß genug, um mehr als Einen Kämpfer für ſeine Sache zu werben. Der Geübteſte und Stärkſte unter ihnen ward erwählt, und der Kampf ging im Angeſicht einer zahlloſen Menge Volkes vor ſich; aber der Graf von Barcellona blieb zur Freude aller billig Geſinnten Sieger, wie denn Gott ſeine Unſchuld nicht anders als ſchützen konnte.

So ſah Don Garcia ſeine Rachgier zum zweyten Mahle vereitelt; doch ſie war dadurch nicht geſtillt, ſondern brannte vielmehr noch wüthender auf. Da ihm nichts übrig blieb, den verhaßten Feind geradezu und mit offener Gewalt zu verderben, ſann er auf Mittel, ihm auf andere Art beyzukommen, und fremde Kraft und fremde Mordluſt für ſeinen Zweck zu bewaffnen. Überdieß war ihm die milde Geſinnung, womit Ines den Mörder ihres Bräutigams entſchuldigte, und ihre Beruhigung, daß er im Zweykampf nicht den Tod genommen, nicht entgangen, ſo ſehr auch Ines ſie zu verbergen geſtrebt hatte, und er war jetzt unabläſſig an ihr, ihr Herz mit Gefühlen des Unmuths und der Rache gegen den Grafen zu erfüllen, ihr ſein Betragen im ſchwärzeſten Lichte zu zeigen, keine Verläumdung zu ſparen, und als ihr

ſtiller, gerader Sinn ſich durch alles dieß nicht von ſeiner recht erkannten Bahn abbringen ließ, ſtellte er ihr theils ſelbſt, theils durch ihre Mutter vor, daß es wider allen Anſtand, ja Gewiſſensſache ſey, wenn ſie bey dem vorſetzlichen Mord ihres Bräutigams ganz gleichgültig bleiben, und gar nichts unternehmen wollte, um ihren Abſcheu vor der That und dem Thäter öffentlich zu beurkunden.

Lange ſträubte ſich Ines weinend und trauernd gegen dieſes Zudringen, ihr kam es wie himmelſchreyende Ungerechtigkeit vor, und obwohl ſie den Grafen kaum kannte, und nur einſt ein paar flüchtige Worte mit ihm geſprochen hatte, war es ihr doch unmöglich, ihm eine ſo ſchwarze Bosheit zuzutrauen. Sie bath, ſie flehte, man möchte ihr jede Theilnahme an der Rache wegen Sancio's Tod erlaſſen, ſie ſey unglücklich genug durch ſeinen Verluſt; aber man ließ nicht nach, in ſie zu dringen, und endlich machte es ihr ihre Mutter zur Bedingung ihres mütterlichen Segens, daß ſie in ihres Oheims Abſicht einwilligen, und laut durch einen Herold verkünden laſſen mußte, die Hand der königlichen Prinzeſſinn und Thronerbinn von Arragon werde nur dem zu Theil werden, welcher ihr das Haupt des ruchloſen Mörders ihres Geliebten, das Haupt des Grafen von

Barcellona überreichen werde. Ihm ſelbſt aber wurde angedeutet, daß er ohne Weiteres Arragonien zu verlaſſen habe, und dem Mörder des künftigen Königs nur drey Tage ſichern Geleits zugeſtanden wären, nach deren Verlauf ſein Leben verwirkt ſeyn würde. Als dieſe Verkündigung in Sarragoſſa erſcholl, und zu den Ohren des Don Raimund gelangte, erkannte er mit Schmerz und Wuth die Hand ſeines Feindes in dieſer Verfügung, zugleich aber und am tiefſten kränkte ihn die Erfahrung, daß Ines ihn ebenfalls haſſe, weil ſie eingewilligt habe, dieſes Ächtungsurtheil über ihn auszuſprechen. Seine Freunde eilten zu ihm und redeten ihm zu, Sarragoſſa alſogleich zu verlaſſen, wo ſein Leben nicht mehr ſicher ſey. Seine Vernunft rieth ihm dasſelbe. Dennoch zögerte er, und es ſchien ihm unmöglich, ſich von dem Orte loszureißen, wo diejenige lebte, die er, ſelbſt nach dem letzten Spruche, nicht aufhören konnte zu lieben. Als er endlich dem vereinten Zureden ſo vieler Vernünftigen und Wohlmeinenden nicht mehr widerſtehen konnte, ſtand doch der Vorſatz in ihm feſt, die angebethete Feindinn noch einmahl zu ſehn, ihre Stimme noch einmahl zu hören, und dann mit allen dieſen Erinnerungen auf ewig zu fliehen.

Zu dieſem Ende forſchte er genau nach allen Tritten und Schritten der Fürſtinn, und nachdem er Alles erkundet hatte, ſtellte ſich ihr, als ſie Abends ihrer Gewohnheit nach allein von der Kapelle zurückging, in welcher ſie an Sancio's Grabe gebethet hatte, ein blinder Pilger, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit greiſem Haare und Bart dar, von Alter gebeugt, und von einem Knaben geleitet. Mit zitternder Stimme flehte der Greis ſie um eine milde Gabe an. Die Fürſtinn ſtand mitleidig ſtill, und ließ ſich in ein Geſpräch mit dem Pilger ein. Er war auf einer Wallfahrt zur Madonna auf dem Monſerrat begriffen, und die Prinzeſſinn bezeugte ihr Erſtaunen über dieß Unternehmen bey ſeinen Jahren und ſeinem Zuſtande. Der Greis hoffte mit Gottes Beyſtand und dem treuen Knaben doch das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen. Ach, Ihr ſeyd glücklich, daß Ihr das könnt! rief Ines aus: Ich wollte, ich dürfte auch auf den Monſerrat, und alle meine Sorgen und Schmerzen zu den Füſſen der heiligen Jungfrau ausſchütten.

Und warum ſolltet Ihr das nicht können, gnädige Frau? Was könnte der Erbinn von Arragon verwehrt ſeyn? Ein tiefer Seufzer wand ſich aus Ines Buſen hervor. Lieber Gott! Seyd Ihr ſo

fremd hier, ſagte ſie, daß Ihr nicht wißt, was in dieſen Tagen Unglückliches geſchehen iſt, und in weſſen Gebieth der Monſerrat liegt? Nimmermehr kann und werde ich das Land des Grafen von Barcellona betreten!

Glaubt Ihr denn, fuhr der Pilger heftig auf, der Graf von Barcellona wäre im Stande, den erlittenen Schimpf an einer wehrloſen Frau zu rächen?

Ines trat einen Schritt zurück, der Pilger kam ihr ſeltſam vor. Er aber lenkte wieder ein, indem er ſagte: Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin ein Unterthan des Grafen, und es thut mir weh — Laßt es gut ſeyn, erwiederte die Fürſtinn: Ihr geht auf den Monſerrat. Nehmt dieſe kleine Gabe! Ich habe kein Geld bey mir, aber verkauft dieſen Ring — indem ſie einen Goldreif vom Finger zog — und wenn Ihr bey der heiligen Jungfrau ſeyd, ſo gedenkt meiner im Gebeth, bethet für mich, für die Seele meines Bräutigams — und — für noch Einen! Bey dieſen Worten legte ſie den Ring in die Hand des Pilgers, und wollte ſich entfernen; aber der Greis hielt ihre Hand feſt, richtete ſich ſtolz auf, der Pilgerhut fiel rücklings hinab, un unter den grauen, buſchigen Augenbraunen blit ten ſie zwey große dunkle Augen an. D

zessinn schrie laut auf, da stürzte der Pilger auf seine Kniee, drückte ihre Hand an seine Brust, rief: Dieser Ring geht mit mir in's Grab! — sprang auf und verschwand.

Die Prinzessinn stand betäubt. Sie ahndete, wer es gewesen war, ein seltsames Gefühl bemächtigte sich ihrer, und als ihre Leute, die ihr Schrey herbeygezogen hatte, kamen, war sie besonnen genug, den nicht zu verrathen, dem seine Kühnheit das Leben hätte kosten können; aber es blieb ein tiefes Andenken an diesen Augenblick in ihrer Seele.

Don Raimund verließ Sarragossa noch diese Nacht, und eilte nach Barcellona, wo ihn sein Vater mit großer Freude empfing, nachdem er um der Begebenheiten der letzten Zeit willen nicht wenig Angst und Sorge für den einzigen Sohn ausgestanden. Alsogleich trug er ihm an, seine Vasallen zusammenzurufen, ein stattliches Heer zu rüsten, und mit gewaffneter Hand Rache für die Beleidigung zu nehmen, die ihm in Sarragossa ein schwaches, rachsüchtiges Weib, und ihre verächtlichen Rathgeber zugefügt hatten. Allein Don Raimund schüttelte verneinend das Haupt. Nein, mein Vater! sagte er: Nimmermehr werde ich mein Schwert gegen diejeni-

ge ziehen, die ich liebe, und — ich fühle es — ewig lieben werde. Du liebst sie? schrie der alte Graf: Unsinniger! Wie ist das möglich? Deine ärgste Feindinn, die nach deinem Blute dürstet, die sich nicht entblödet, eine zarte Jungfrau von kaum sechzehn Jahren, den unmenschlichen Ruf ergehen zu lassen, der jeden Meuchelmörder berechtigt, Hand an dich zu legen, und die ihr Herz und ihren Thron dem nächsten besten Schurken verheißt, der schlecht genug ist, dich rücklings niederzustoßen?

Don Raimund schwieg finster. Was konnte er auf diese Rede seines Vaters antworten? Aber vor seinem Auge stand Ines Gestalt in der sanften Glorie des stillen Kummers, der auf ihrem ganzen Wesen lag, und des Mitleids mit einem ihr ganz fremden Armen, wie sie ihn bath, für sie zu bethen, für Sancio — und noch Einen, wie sie ihm den Ring gab, um ihn nicht ungetröstet von sich zu lassen, und es war ihm unmöglich, zu glauben, daß dieses Herz so glühend hassen sollte, ihn hassen, der sie mit Willen nie beleidigt, der sie nur geehrt und über alles geliebt hatte. Und wer war der Eine, für den er noch hatte bethen sollen? Wer war es denn, der das Gebethes jetzt mehr bedurfte, als Er selbst

Und, o Gott! wenn sie ihn, den unglücklich und unschuldig Verfolgten, damit gemeint hätte?

Diese Gedanken bewegten sich unablässig in Don Raimunds Seele und ließen ihn in keinen von allen den Planen der Rache und Strafe einstimmen, über denen sein Vater brütete; vielmehr versicherte er, daß er auch jetzt noch bereit wäre, sein Blut für Ines zu vergießen, die gewiß nur ein schuldloses Werkzeug in den Händen ihrer Verwandten, und der Grausamkeit nicht fähig sey, die man ihr zur Last lege.

Aber indeß Vater und Sohn also stritten, hatte der Aufruf des Don Garcia in den entlegensten Theilen Spaniens wiederhallt, und die Hoffnung die schöne Erbinn von Arragon sammt ihrem Throne durch eine Waffenthat, oder einen Meuchelmord zu erlangen, eine Menge Fürsten und Ritter, Christen und Mauren, Tapfere und Hinterlistige gereizt, ihr Glück zu versuchen und dem glänzenden Ziele nachzujagen, das zu erringen man nur zwey Augen schließen machen durfte. Es vergingen wenig Wochen, wo nicht Don Raimund irgend eine Ausforderung erhielt und sich mit seinem guten Schwerte des Lebens gegen einen hartnäckigen oder verzweifelten Gegner zu erwehren hatte. Bisher war er stets Sieger geblieben, und die meisten sei-

ner Widersacher hatten ihre Kühnheit mit ihrem Blute bezahlt; aber es schien nicht, als ob ihr widriges Schicksal die Andern abschreckte, vielmehr erneuerten und vermehrten sich diese Versuche, und der besorgte Vater drang in den Sohn, sich aus einem Lande zu entfernen, wo sein Leben jedem Waghalse preisgegeben war. Hierzu war Don Raimund nicht zu bewegen, er hielt es für schimpflich, der Gefahr auszuweichen, und im Hintergrunde seines Herzens lag wohl auch der Widerwille, sich noch weiter von dem Gegenstande seiner unaufhörlichen Liebe zu entfernen.

Aber es blieb nicht bey den Gefahren, die seinem Leben offenbar drohten. Hier und dort entdeckten sich heimliche Nachstellungen, und einigemahl war Raimund nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode entgangen. Nun erkannte er selbst, daß es ihm nimmermehr als Feigheit angerechnet werden könnte, wenn er sein Leben vor Meuchelmord und schändlicher List zu sichern strebte. Mit tiefem Schmerz verließ er den Hof seines alten, bekümmerten Vaters, sein schönes Geburtsland, das der Schauplatz seines Ruhmes hätte werden sollen, und ging unter fremdem Nahmen, weil ihn sein Vater nur auf diese Art sicher glaubte, nach Frankreich, und von da weiter, um Aben-

theuer, Ehre, Zerstreuung und vielleicht Heilung seines Kummers zu finden, aber nicht eher, bis er von seinem Vater die feyerliche Versicherung erhalten hatte, das Unglück seines Sohnes nicht in seiner Abwesenheit an der Urheberinn desselben zu rächen. Das verhieß ihm dieser endlich nach langem Zögern, ungern genug.

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß Don Raimund seine Vaterstadt und Spanien verlassen habe, weit umher, und gelangte auch nach Sarragossa. Don Garcia hörte es mit Unmuth, denn nun war ihm der Gegenstand seiner Rache entrückt; Ines aber vernahm es mit großer Freude, in die sich nur der bittere Gedanke mischte, daß dieser tapfere, von Jedermann geachtete Ritter um ihrentwillen Vater, Vaterland und Freunde hatte verlassen müssen. Sie wagte es und bath Don Garcia, daß es ihr erlaubt werden möchte, jenen blutdürstigen Aufruf zurück nehmen zu lassen, indem es doch gar zu traurig sey, daß schon so mancher edle Ritter um ihrentwillen das Leben im Kampfe gegen den Grafen von Barcellona eingebüßt habe, und dieser nun selbst gezwungen würde, aus dem Hause seines Vaters und seinem angestammten Lande zu entfliehen, um sein Leben in Sicherheit zu setzen. Aber der

Oheim ſchalt ihr Mitleid mit dem Mörder ihres Bräutigams als ſtrafbar, bewies ihr, daß die Ritter, die um ſie gekämpft hatten, ja nur ihrem freyen Willen und dem Antriebe des Eigennutzes gefolgt ſeyen, und regte das Gemüth der Königinn in ſolchem Unwillen gegen Ines auf, daß dieſe, verzagt und betäubt von dem Zorn und den Schmähungen ihrer erſten und liebſten Freunde, zuletzt ſelbſt anfing, ſich für ſtrafbar zu halten, und jede Regung des Mitleids für den unglücklichen Don Raimund wie einen böſen Gedanken zu erſticken ſuchte. So in immerwährendem Kampfe gegen ihr Gefühl, und freudenlos zwiſchen harten Verwandten, noch immer betrübt um den Verluſt des Jugendgeſpielen, des Einzigen, der ſie verſtand, und Geduld und Liebe für ſie hatte, wünſchte ſie nichts ſehnlicheres, als in der Stille eines Kloſters allem dieſem Zwieſpalt zu entgehen, und dort für die Seele des verſtorbenen Freundes, und für die Bekehrung des verfolgten Feindes bethen zu können.

Dieſer Feind war nun entfernt. Niemand wußte, wohin er gegangen war, und die Freyer der ſchönen Ines hatten eine weit ſchwerere Aufgabe, indem ſie ihren Gegner erſt in unbekannten Fernen aufſuchen und dann erlegen ſollten, um m

seinem blutigen Haupte ihre Ansprüche auf die Hand und den Thron der Prinzessinn zu bewähren. So vergingen Monathe an Monathen, und reihten sich zu Jahren, und der Graf von Barcellona ward nicht gefunden. Ines reifte heran, ihre vorher kindlichen Reize entfalteten sich in voller Jugendblüthe, und wie auch ihr Geist sich mehr entwickelte, fühlte sie die Beschränkung lebhafter, in welcher ihr Oheim sie in jeder Rücksicht hielt, und sie würde Alles angewendet haben, sich davon zu befreyen, wenn nicht Liebe und Schonung für eine kränkelnde Mutter sie davon abgehalten hätten. Die Fürsten und Ritter, denen der Thron und Besitz der Prinzessinn von Arragonien noch immer als ein jedes Bestrebens werthes Ziel erschien, dachten nicht also, und Viele meldeten sich nacheinander und forderten, da nun einmahl jene wunderliche und grausame Bedingung zu erfüllen nicht möglich sey, geradezu als Freyer die Hand der Prinzessinn. Es waren viele tapfere, edle Männer darunter, viele, deren Macht oder persönliche Eigenschaften sie zu wünschenswerthen Gatten für die Erbinn des schutzlosen Throns machten; aber Don Garcia wollte von keiner Vermählung seiner Nichte, von keiner Abtretung der Gewalt hören, und so wurde jener alte Ausspruch wegen

des fast vergessenen Grafen von Barcellona nach Jahren wieder hervorgezogen, und vom Neuem als Schreckbild hingestellt, jeden Bewerber abzuhalten.

Nun zogen Einige aus, das Unmögliche zu bewirken, den verrufenen Feind in allen Ländern aufzusuchen, und entweder sichere Kunde von seinem Tode, oder seinen Kopf zurückzubringen, während Andere, minder geduldig oder zuversichtlicher auf ihre Macht, laut einen Widerruf der thörichten Bedingung forderten, und im entgegengesetzten Falle mit Gewalt der Waffen die Schmach der abschlägigen Antwort zu rächen drohten. Don Garcia, im Vertrauen auf den Muth seines Volkes und seine Feldherrneigenschaften, blieb ungeschreckt von diesen Drohungen, und wirklich gelang es ihm, ein paar Fehden, die ihm von benachbarten Fürsten um den Besitz seiner Nichte gemacht worden waren, rühmlich und siegreich zu endigen, wodurch sowohl seine Zuversicht wuchs, als auch der Gedanke sich immer mehr befestigte, so lange er lebe, die Zügel der Regierung nicht mehr fahren zu lassen.

So waren endlich sieben lange Jahre vergangen, und die Prinzessinn, welche, kaum der Kindheit entwachsen, schon das Augenmerk aller Spa-

nischen Jünglinge gewesen, um deren Besitz so Vieles gethan, gestrebt, gelitten und so manches edle Blut geflossen war, hatte unvermählt nun dreymahl sieben Sommer gesehen. Ihr größtes Glück schien ihr bey dem Schicksal, dem sie sich nicht entziehen konnte, daß ihr Herz noch für Keinen von all' den Freyern, die sich um ihre Hand gemeldet, auch nur das Geringste gesprochen hatte, und also in dieser Rücksicht kein zerstörtes Glück für sie zu betrauern war. Nur zwey Erinnerungen standen aus früherer Zeit etwas heller vor ihrem Sinne — Sancio's Bild, das in stiller Wehmuth in ihr lebte, und das Andenken an den unglücklichen Don Raimund, und seine heftige treue Liebe für sie. Nicht ungern rief sie sich oft diese Erinnerung zurück, sie sah noch den Grafen am Tage jenes unseligen Turniers in seiner dunkeln Rüstung hoch auf dem Rappen, sah ihn alle seine Gegner überwinden, aber seine Züge sich vorzustellen war ihr unmöglich. So oft sie auch strebte, sich dieselben zurückzurufen, trat das Bild des Pilgergreises im Garten mit den buschigen, grauen Augenbraunen über den jugendlich blitzenden Augen vor sie, und Alles das aus so dämmriger Ferne der Vergangenheit, daß ihr nur der einzige helle Gedanke blieb, wie sie keinen Ritter gesehen

habe, der mit Don Raimund an Schönheit, Edelsinn und Tapferkeit zu vergleichen gewesen wäre.

Don Garcia's Siege hatten auf eine Weile die Freyer der schönen Ines abgeschreckt, und diesen in seinem Stolz und Eigenwillen bestärkt. Drückender als jemahls, ließ er sowohl seiner Nichte, als den Großen des Landes und den angränzenden Fürsten die Last seiner Gewalt fühlen, und es konnte nicht fehlen, daß ihm ein solches Betragen erst Furcht, dann Haß, und zuletzt offenbare Feindschaft zuzog. Die lange geduldet hatten, wurden endlich ermüdet, und ein paar Maurische Fürsten, seine Nachbarn, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, in sein Land zu fallen, und ihn mit Erfolg zu bekämpfen.

Diese blieb nicht lange aus. Der König von Castilien schickte eine glänzende Gesandtschaft, um für seinen Sohn und künftigen Thronerben die Hand der Prinzessinn von Arragonien zu begehren. Ines nahm diese Bothschaft wie so viele vorhergehende mit Gleichgültigkeit auf, und zog Erkundigung über den Prinzen ein, der ihr Gemahl, der Gefährte ihres Lebens werden sollte. Man brachte ihr sein Bild, bestochene und unpartheyische Menschen berichteten über ihn; aber Alles, was jene in Lob und Schmeicheleyen hüllten, was

diese mit unbefangenem Sinne aussagten, und was die Züge des Gemähldes versprachen, zeigte von einem so widrigen Gemüthe unter einer so unangenehmen Hülle, daß Ines zum ersten Mahle seit Sancio's Tode den Oheim dringend bath, nur dießmahl mit Ernst und Strenge auf der sonst so gehaßten Bedingung zu bestehen. Es bedurfte dieser Bitte nicht. Don Garcia war längst entschlossen, die Absichten eines Freyers zu zerstören, der seiner Macht und seiner Nähe wegen einer der furchtbarsten Gegner schien. Es wurde also in der feyerlichen Audienz der Gesandte von Castilien hereingeführt, Ines erkannte mit Schrecken in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit dem Portrait des Prinzen und diesen selbst in dem vorgeblichen Bothschafter. Sie erblaßte, aber über des Prinzen Züge ergoß sich freudiges Roth, als er die Schönheit derjenigen erblickte, die zu der glänzenden Morgengabe eines Thrones so viel Liebreiz und Anmuth fügte. Die Wirkung dieses Eindrucks war sichtbar in seinem Benehmen. Vergebens strebte er, seine Fassung zu behaupten; die wohleingelernte Rede entfiel seinem Gedächtnisse, sein Blick blieb auf der Fürstinn haften und er vermochte kaum einige unzusammenhängende Worte zu stottern. Don Garcia, welchen die ganze Bothschaft,

das widrige Äußerliche des Gesandten und noch mehr die Wahl eines so ungeschickten Unterhändlers, die ihm ein Zeichen der Geringschätzung von Seite des Castilianischen Hofes schien, erbittert hatten, erklärte höflich, doch bestimmt, daß es der Prinzessinn und ihren Vormündern unmöglich sey, von dem einmahl ausgesprochenen und heilig beschworenen Worte abzugehn, daß sie zwar gar keine Einwendung gegen die Person des Thronerben von Castilien machen könnten, daß sie aber zu ihrem eigenen Mißvergnügen auf der Bedingung bestehen müßten, um derentwillen schon so mancher wohlverdiente Bewerber abgewiesen worden sey, und die Fürstinn ihre Hand nur dem reichen dürfe, der ihr das Haupt des Grafen von Barcellona überbringen werde.

Der Prinz von Castilien hörte diese Antwort mit kaum verhaltenem Grimme, und ohne den Oheim einer Gegenrede zu würdigen, wandte er sich gerade zu an Ines selbst und fragte sie mit sichtlichem Trotze, ob dieser Ausspruch auch ihr Wille wäre? Diese Frage, so wie Alles, was sie bis jetzt gesehen hatte, beleidigte die Prinzessinn. Sie erhob sich und sagte: Ja, mein Herr Abgesandter; es ist mein ernstlicher und unwiderruflicher Entschluß. Nun dann, wann Euer Herr, der

Prinz von Castilien, den Grafen von Barcellona besiegt haben wird, werde ich demselben meine Hand reichen. Ihr haßt also diesen Grafen so unversöhnlich? fragte der verstellte Gesandte. Ob ich ihn hasse, oder nicht, ziemt Euch nicht zu fragen, noch mir zu beantworten, erwiederte die Prinzessinn mit Würde: Genug, Ihr, oder Euer Herr wißt nun die Bedingung, und ist er gesonnen, sich darauf einzulassen, so mag er hinziehen, den Grafen aufzusuchen und als Ritter sein Wort zu lösen.

Und wo hält dieser Graf von Barcellona sich auf? fragte der Gesandte.

Das ist mir nicht bewußt, aber es ist die Pflicht des Ritters, der sich dieser Bedingung unterzieht, sich auch nach der Möglichkeit umzusehn, wie er sie erfüllen könne.

Ha! Das heißt ein schmähliches Spiel mit ehrlicher Meinung und fürstlichem Worte treiben! rief der Castilianer: Ihr wißt nicht einmahl, wo Euer Feind sich aufhält, und wer Eure Hand begehrt, soll erst die weite Welt durchziehn, um Eure Rache an einem Menschen zu befriedigen, der vielleicht längst nicht mehr lebt? Es ist deutlich, wohin Eure Absicht bey dieser Bedingung geht. Ihr wollt nicht. So hört denn den letzten unwiderruflichen Ausspruch meines Herrn und Königs: Ent-

weder die Prinzessinn von Arragonien reicht dem Sohne meines Herrn ohne weitere Bedingung alsogleich ihre Hand, oder sie sey gewärtig, die Rache desselben zu empfinden, indem der König entschlossen ist, eine abschlägige Antwort mit den Waffen zu rächen und die stolze Erbinn von Arragon, die ihren Thron nicht mit ihm theilen wollte, zur Unterthaninn und Sclavinn zu machen.

Bey diesen Worten, die, mit höchster Erbitterung gesprochen, die unangenehmen Züge des Prinzen noch widriger erscheinen machten, fuhr Don Garcia außer sich vor Zorn empor und rief: Wohlan denn! So sey Krieg! Nimmermehr werde ich diesen Trotz dulden, und jetzt könnte der Prinz von Castilien das Haupt des Grafen von Barcellona in diesem Augenblicke zu den Füssen der Prinzessinn niederlegen, so würde sie ihm jetzt und immer versagt bleiben.

Der Prinz konnte sich bey dieser Rede kaum so weit bändigen, daß sein ungestümer Zorn sich nicht verrieth. Noch einmahl wandte er sich an Ines und fragte: Ob auch sie diesem Ausspruche beystimme? Ines schauderte. Die Möglichkeit, des Oheims Worte, diese schreckliche Bedingung wirklich einmahl erfüllt, und das Haupt des unglücklichen Verfolgten vor sich sehen zu müssen, ergriff

ihr Herz mit Wehmuth und Schrecken, und machte ihr den Prinzen vollends unausstehlich. Sie schwieg einen Augenblick, und mit traurigem Ernst sagte sie hierauf: Meldet dem König, Eurem Herrn, Ines fürchte keine Drohung, und wenn es dem Könige wirklich gelingen sollte, ihr Heer zu überwinden, so sollte er doch versichert seyn, daß ihr Sinn niemahls überwunden werden könne. Hiermit wandte sie sich um, und tief betrübt von Allem, was sie gehört hatte, ging sie in ihre Gemächer zurück. Der Prinz von Castilien aber verließ auf der Stelle Sarragossa, und bereitete mit einem Herzen, von Liebe und Rachgier glühend, Alles zur Bekämpfung der geliebten und gehaßten Feindinn.

Auch Don Garcia versäumte nichts, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und den erbitterten Feind wohlgerüstet zu empfangen. An alle Vasallen erging sein Befehl, alle festen Schlösser wurden untersucht, mit Mannschaft und Vorräthen versehen, die Mauern der Städte ausgebessert, neue Wälle aufgeführt, kurz Alles in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt. Ines sah seufzend diese Zurüstungen, die um ihrentwillen zwey blühende Länder zu verheeren drohten; aber sie blieb fest bey ihrem Entschluß, ihren Unterthanen keinen Gebiether zu geben, der so gesinnt sey, wie dieser

Prinz von Caſtilien, und lieber das Äußerſte zu wagen, als ſich dieſem Wütheriche zu unterwerfen. Manchmahl beſchlich ſie dann, wenn ſie in tiefem Sinnen durch die Alleen des königlichen Gartens ſpazierte, ein Bild aus der Vergangenheit. Sie dachte jener letzten Zuſammenkunft mit Don Raimund, und wie edel dieſes ſtarke, treue Herz den Haß und die Rache getragen, die man unverſchuldeter Weiſe auf dasſelbe geladen, wie er ſogar ſeinen Vater mit einem Eide verpflichtet, das Unglück ſeines Sohnes nicht an der Urheberinn desſelben zu rächen, und ſie ſeufzte tief über die Härte ihres Oheims, über ihre Verhältniſſe und über den wilden Prinzen von Caſtilien, der ſo ganz anders geſinnt war, als Don Raimund.

Indeſſen rückten die Kriegsſchaaren der Caſtilianer heran. Don Garcia ging ihnen mit ſeinen Truppen entgegen, und es gelang ihm abermahls, den Feind zu ſchlagen, und aus den Gränzen Aragoniens zu vertreiben. Jubelnd empfingen ihn die Bewohner von Sarragoſſa, und Ines hoffte die drohende Gefahr für dießmahl abgewendet zu ſehn; aber der Infant von Caſtilien gab ſeine Wünſche auf den Beſitz der ſchönen Ines nicht ſobald auf.

Er vernahm mit Grimm die Nachricht der er-

ſten Niederlage, ſchob alle Schuld auf ſeine Feldoberſten, und, durch den Widerſtand zu noch höherer Wuth entflammt, rüſtete er ein neues, viel ſtärkeres Heer, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze desſelben, reizte die benachbarten Maurenfürſten auf, die günſtige Gelegenheit zu benützen, wußte ſich durch Unterhändler einen Weg zu den mißvergnügten Großen von Arragon zu bahnen, und ehe Garcia es ſich verſah, ſchlug die helle Kriegsflamme, nicht allein rings um ſein Land, ſondern ſelbſt im Innern desſelben empor. Aber Garcia verlor mit dem Glücke nicht den Muth, ſein feſter Sinn ſann auf Rath und Mittel, und der lebendige Entſchluß, nimmermehr zu weichen, und durch keine Gefahr ſich zum Nachgeben zwingen zu laſſen, gab ihm mehr als gewöhnliche Kraft, und beſeelte die treygebliebenen Schaaren mit unbezwinglichem Heldenmuthe. Von allen Seiten rückten die Feinde heran. Einige ſeiner mächtigſten Vaſallen hatten ſchändlich ſeine Fahnen verlaſſen und ſich zu den fremden Völkern geſchlagen. Garcia blieb unerſchüttert, er begegnete dem Feinde überall mit Beſonnenheit, und lange Zeit that er allen auf ihn eindringenden Stürmen kräftigen Widerſtand. Wären ſeine Großen ihm treu geblieben, er hätte über alle ſeine Feinde zuletzt den Sieg davon ge-

tragen; aber die innere Zwietracht löste die Bande seiner Macht. Ein Beyspiel der Treulosigkeit zog das andere nach sich, die Zahl der Feinde wuchs ums doppelte, wie die Zahl der Seinen sich verminderte, eine feste Burg ergab sich nach der andern, theils durch Verrath, theils von Übermacht gezwungen. Schon war der größte Theil des Landes in den Händen des fremden Feindes, oder einheimischer Verräther, und in einer Schlacht, in der der kleine ihm treue Haufe mit Löwenmuth stritt, und er selbst Wunder der Tapferkeit that, stürzte er, von einem feindlichen Wurfspieß getroffen, vom Pferde, und alle Liebe und Anstrengung der Seinigen, die größten Theils kämpfend neben ihm starben, vermochte nicht, den verwundeten Fürsten der Gefangenschaft des erbitterten Siegers zu entreissen. Nach langen fruchtlosen Versuchen zog sich endlich das Arragonische Heer, zwar geschlagen, aber in guter Ordnung zurück, und brachte die unglückselige Nachricht nach Sarragossa.

Die Königinn, schon längst gebeugt, und im Innern aufgerieben durch alle vorhergegangenen Gefahren und Ängsten, unterlag der Nachricht von der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tode eines Bruders, den sie über Alles liebte

diese mit unbefangenem Sinne aussagten, und was die Züge des Gemähldes versprachen, zeigte von einem so widrigen Gemüthe unter einer so unangenehmen Hülle, daß Ines zum ersten Mahle seit Sancio's Tode den Oheim dringend bath, nur dießmahl mit Ernst und Strenge auf der sonst so gehaßten Bedingung zu bestehen. Es bedurfte dieser Bitte nicht. Don Garcia war längst entschlossen, die Absichten eines Freyers zu zerstören, der seiner Macht und seiner Nähe wegen einer der furchtbarsten Gegner schien. Es wurde also in der feyerlichen Audienz der Gesandte von Castilien hereingeführt, Ines erkannte mit Schrecken in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit dem Portrait des Prinzen und diesen selbst in dem vorgeblichen Bothschafter. Sie erblaßte, aber über des Prinzen Züge ergoß sich freudiges Roth, als er die Schönheit derjenigen erblickte, die zu der glänzenden Morgengabe eines Thrones so viel Liebreiz und Anmuth fügte. Die Wirkung dieses Eindrucks war sichtbar in seinem Benehmen. Vergebens strebte er, seine Fassung zu behaupten; die wohleingelernte Rede entfiel seinem Gedächtnisse, sein Blick blieb auf der Fürstinn haften und er vermochte kaum einige unzusammenhängende Worte zu stottern. Don Garcia, welchen die ganze Bothschaft,

das widrige Äußerliche des Gesandten und noch mehr die Wahl eines so ungeschickten Unterhändlers, die ihm ein Zeichen der Geringschätzung von Seite des Castilianischen Hofes schien, erbittert hatten, erklärte höflich, doch bestimmt, daß es der Prinzessinn und ihren Vormündern unmöglich sey, von dem einmahl ausgesprochenen und heilig beschworenen Worte abzugehn, daß sie zwar gar keine Einwendung gegen die Person des Thronerben von Castilien machen könnten, daß sie aber zu ihrem eigenen Mißvergnügen auf der Bedingung bestehen müßten, um derentwillen schon so mancher wohlverdiente Bewerber abgewiesen worden sey, und die Fürstinn ihre Hand nur dem reichen dürfe, der ihr das Haupt des Grafen von Barcellona überbringen werde.

Der Prinz von Castilien hörte diese Antwort mit kaum verhaltenem Grimme, und ohne den Oheim einer Gegenrede zu würdigen, wandte er sich gerade zu an Ines selbst und fragte sie mit sichtlichem Trotze, ob dieser Ausspruch auch ihr Wille wäre? Diese Frage, so wie Alles, was sie bis jetzt gesehen hatte, beleidigte die Prinzessinn. Sie erhob sich und sagte: Ja, mein Herr Abgesandter; es ist mein ernstlicher und unwiderruflicher Entschluß. Nur dann, wenn Euer Herr, der

Prinz von Castilien, den Grafen von Barcellona besiegt haben wird, werde ich demselben meine Hand reichen. Ihr haßt also diesen Grafen so unversöhnlich? fragte der verstellte Gesandte. Ob ich ihn hasse, oder nicht, ziemt Euch nicht zu fragen, noch mir zu beantworten, erwiederte die Prinzessinn mit Würde: Genug, Ihr, oder Euer Herr wißt nun die Bedingung, und ist er gesonnen, sich darauf einzulassen, so mag er hinziehen, den Grafen aufzusuchen und als Ritter sein Wort zu lösen.

Und wo hält dieser Graf von Barcellona sich auf? fragte der Gesandte.

Das ist mir nicht bewußt, aber es ist die Pflicht des Ritters, der sich dieser Bedingung unterzieht, sich auch nach der Möglichkeit umzusehn, wie er sie erfüllen könne.

Ha! Das heißt ein schmähliches Spiel mit ehrlicher Meinung und fürstlichem Worte treiben! rief der Castilianer: Ihr wißt nicht einmahl, wo Euer Feind sich aufhält, und wer Eure Hand begehrt, soll erst die weite Welt durchziehn, um Eure Rache an einem Menschen zu befriedigen, der vielleicht längst nicht mehr lebt? Es ist deutlich, wohin Eure Absicht bey dieser Bedingung geht. Ihr wollt nicht. So hört denn den letzten unwiderruflichen Ausspruch meines Herrn und Königs: Ent-

weder die Prinzessinn von Arragonien reicht dem Sohne meines Herrn ohne weitere Bedingung alsogleich ihre Hand, oder sie sey gewärtig, die Rache desselben zu empfinden, indem der König entschlossen ist, eine abschlägige Antwort mit den Waffen zu rächen und die stolze Erbinn von Arragon, die ihren Thron nicht mit ihm theilen wollte, zur Unterthaninn und Sclavinn zu machen.

Bey diesen Worten, die, mit höchster Erbitterung gesprochen, die unangenehmen Züge des Prinzen noch widriger erscheinen machten, fuhr Don Garcia außer sich vor Zorn empor und rief: Wohlan denn! So sey Krieg! Nimmermehr werde ich diesen Trotz dulden, und jetzt könnte der Prinz von Castilien das Haupt des Grafen von Barcellona in diesem Augenblicke zu den Füssen der Prinzessinn niederlegen, so würde sie ihm jetzt und immer versagt bleiben.

Der Prinz konnte sich bey dieser Rede kaum so weit bändigen, daß sein ungestümer Zorn sich nicht verrieth. Noch einmahl wandte er sich an Ines und fragte: Ob auch sie diesem Ausspruche beystimme? Ines schauderte. Die Möglichkeit, des Oheims Worte, diese schreckliche Bedingung wirklich einmahl erfüllt, und das Haupt des unglücklichen Verfolgten vor sich sehen zu müssen, ergriff

erboth ſich Einer der Ritter dieſe Nacht verkleidet aus der Stadt zu gehen, durch die Feinde durch bis in die Berge zu ſchleichen, und ſichere Kunde von der Beſchaffenheit der verſprochenen Hülfsvölker zu bringen. Das kühne Anerbiethen ward angenommen, und mit einbrechender Nacht der Ritter, als Landmann verkleidet, aus der Stadt entlaſſen.

Noch ehe der Tag ſeinen Weg erhellen und ihn den lauernden Feindesposten verrathen konnte, ertönte das mit ihm verabredete Zeichen. Die Pforte ward aufgethan, und der Späher, deſſen freudefunkelnder Blick nur Gutes kündete, alſogleich zur Fürſtinn geführt. Er war im Gebirge geweſen, er hatte den Ritter von Montauban und ſeine Schaaren geſehen und geſprochen, er war von ſeinem Betragen, von ſeiner Ergebenheit für die Fürſtinn ganz bezaubert, noch mehr aber von der Beſonnenheit und kriegeriſchen Erfahrung, womit er Alles entworfen und aufs Beſte eingeleitet hatte. Neuer Muth und Freudigkeit beſeelten nun die kleine Heldenſchaar in der Stadt, und zu einem entſchloſſenen Ausfalle wurden alle Anſtalten gemacht.

Nicht ſobald hatten die Thore ſich geöffnet, und die treuen Arragonier im Felde gezeigt, als

die Castilianer mit wildem Grimme heranstürmten, und den kleinen Haufen zu umringen drohten; aber mitten in der Hitze des Gefechts, als sie sich schon Meister vom Schlachtfelde glaubten, fühlten sie sich von dem Ritter von Montauban mit seinen Schaaren im Rücken angefallen. Dieser Angriff, dieses Einstürmen war unwiderstehlich, des Ritters Schwert säete Leichen, nichts konnte vor ihm bestehn, und Er allein schien ein Heer zu gelten. Überall flog er hin, wo die Gefahr am größten war, und überall war sie verschwunden, wo er sich zeigte. Auch die Besatzung, von dieser Unterstützung ermuthigt, kämpfte mit verdoppelter Kraft, und so, von zwey Seiten gedrängt, wichen die Castilianer zuerst, warfen sich dann in eine unordentliche Flucht, und erreichten nur mit großem Verlust ihr Lager: die siegreiche Besatzung aber und die Schaar des fremden Ritters zogen triumphirend in die Stadt ein.

Die Prinzessinn befahl sogleich, den Herrn von Montauban zu ihr zu führen, damit sie ihm danken und ihn um seinen fernern Beystand bitten könnte. Er erschien vor ihr, noch vom Staube der Schlacht bedeckt, aber mit enthelmtem Haupte, eine edle Gestalt, näher dem Mann als dem Jüngling, mit bedeutenden Zügen, die in blühender

Jugend lieblich gewesen seyn mußten. Jetzt herrschte ein finsterer Ausdruck von Schwermuth in diesen dunkeln Augen, und eine tiefe Narbe über der Stirn, die sich fast bis an die Augenbraunen zog, gab dem Gesichte kriegerischen Ernst und männliche Würde. Er trat ein — blieb einen Augenblik stehen — schien sich zu fassen, näherte sich dann mit Anstand, ließ sich auf ein Knie vor Ines nieder und ergriff ihre dargebothne Hand, um sie an seine Lippen zu drücken. Es schien der Prinzessinn, als zitterte die Seinige, indem er es that, und sie schrieb es der Ermüdung der Schlacht zu; daher, sobald sie ihm ellen so herzlich als würdevoll gedankt hatte, bath sie ihn aufzustehen, und neben ihr Platz zu nehmen, da es ihrem Retter wohl zieme, sich in ihrem Pallaste als in seiner Heimath zu betrachten.

Montauban erhob sich. Er stand vor der Prinzessinn, sein Auge ruhte auf ihrer Gestalt, aber er sprach noch immer nicht, und es schien, als hemme eine übergroße Bewegung in seinem Innern jeden Laut, den seine Lippen vorzubringen strebten. Die Prinzessinn sah ihn besorgt an. Was fehlt Euch, Herr Ritter? sagte sie: Mich dünkt Ihr seyd nicht wohl — Ihr leidet —

Nein! rief der Fremde jetzt mit einer sanften

Stimme, die angenehm in Ines Ohren klang: Nein, unvergleichliche Fürstinn! Ich leide nicht; vielmehr bin ich so glücklich, als ich lange nicht mehr zu werden hoffte. Entschuldiget mein ungeziemendes Betragen mit der Unerfahrenheit eines Kriegers, der seit Jahren nichts als Schlachten und Lager kennt, und verzeiht, wenn ich Etwas gethan, das Euer Mißfallen erregen konnte!

Ines antwortete freundlich auf diese Rede, dann aber wies sie dem Ritter zum zweyten Mahle den Platz neben sich an, und wie er sich nach und nach zu fassen schien, kehrte seine Besinnung zurück, und die heutige Schlacht und die Anstalten zu künftigem kräftigen Widerstande waren der Inhalt eines lebhaften Gespräches zwischen der Fürstinn, einigen ihrer Großen und dem fremden Ritter.

Die Prinzessinn bemerkte nach einer kleinen Weile, daß Ruhe und Erhohlung dem Ritter nothwendig seyn würde, sie bath den edlen Diego, ihn in die für ihn bereiteten Gemächer zu führen, und behielt sich's vor, den folgenden Tag über der Tafel seinen Rath und seine Meinung zu hören. Noch einmahl reichte sie ihm beym Abschiede die Hand, und eine flüchtige Gluth, die sein Gesicht in dem Momente überzog, wo seine Blicke denen der Prin-

zessinn begegneten, erregte seltsame und nicht unangenehme Gedanken in ihr.

Montauban wurde nun zu allen Rathsversammlungen gezogen. Sein lebhafter Geist, seine kriegerische Erfahrung, noch mehr aber die grenzenlose Ergebung, mit der er die Sache der bedrängten Fürstinn zu seiner eigenen machte, gaben der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Es war jetzt weder von Übergabe noch Unterwerfung mehr die Rede, vielmehr wuchs Allen mit dem Muthe die Hoffnung, und sie sahen die Möglichkeit vor sich, nicht allein jetzt nicht zu unterliegen, sondern den übermüthigen Feind wieder aus ihren Gränzen zu treiben, und frey und unbesiegt unter ihrer Fürstinn in angeerbten Sitten zu leben. Bald gelang es ihnen unter der Anführung ihres neuen Feldherrn, dem einmüthig von Allen der Oberbefehl übertragen wurde, die Feindeshaufen aus der Nähe der Hauptstadt wegzudrängen. Bald athmeten die Bewohner Sarragossa's wieder freyer, als ringsum in der Fläche und auf den Höhen keine feindlichen Gezelte mehr zu sehen waren, und mit jedem Schritt Landes, den sie dem Gegner wieder abgewonnen, sich die Zahl ihrer Mitstreiter mehrte, und der kleine Haufe an muthigen Kämpfern wuchs, die, des eben erlittenen Druckes noch ein-

gedenk, Alles daran ſetzten, um nie wieder in gleiche Noth zu gerathen.

Ines fühlte tief die Verbindlichkeit, die ſie dem fremden Ritter hatte, den bloß die Erkenntniß ihres Rechts und Mitleid mit ihrer Lage bewogen hatten, den König von Frankreich für ſie zu gewinnen, und den Befehl über die zugeſandten Hülfstruppen zu übernehmen. Aber es war nicht dieſe Dankbarkeit allein, die ihr den Herrn von Montauban wichtig machte; es lag noch ein eigener Reiz in dem düſtern und doch milden Betragen des Fremden, in der ergebenen und zugleich ſcheuen Art, mit der er ſich gegen ſie betrug, in dem Ton ſeiner Stimme, der wie ein Wiederhall aus frühern ſchönen Tagen in ihrer Seele klang, und ihr immer eine unerklärliche aber angenehme Regung erweckte. Im Anfange ſeiner Anweſenheit war er beſtändig in Sarragoſſa geweſen. Sie hatte, ſo oft es Geſchäfte und Wohlſtand verſtatteten, ſeines Umgangs genoſſen, ſie war ihm gut aber ganz ruhig geweſen. Jetzt, wo der Feind, durch ſeine Tapferkeit verdrängt, ſich von der Hauptſtadt zurückgezogen hatte, und nun der Schauplatz des Krieges entfernter war, gab es öftere und längere Abweſenheiten, und Ines fing an zu fühlen, daß ſie nicht bloß den Rath des

verehrten Beschützers, sondern auch den Umgang des liebenswürdigen Freundes schwer vermisse, daß sie nicht mehr allein um den Ausgang des Gefechts, sondern auch um das Leben ihres Retters besorgt sey, und die lebhafte Freude, mit der sie ihn jederzeit empfing, wenn er mit neuen Lorbeern, die er für sie erworben, nach Sarragossa zurückkam, und das wunderbar mit Trauer gemischte Entzücken, das dann in seinen Blicken sich mahlte, zogen unvermerkt und leise ihr Herz immer fester an ihn.

Der Infant von Castilien sah mit Wuth die Fortschritte seiner Feinde und die vereitelten Hoffnungen seiner Rache und Liebe. Er war von Allem genau unterrichtet, und nun wendete sein Zorn sich gegen denjenigen, dessen Arm und Rath ihm den beynahe erlangten Sieg entrissen hatten. Den Ritter von Montauban lebendig oder todt in seine Macht zu bekommen, und alle seine Rachlust an diesem Gegner zu kühlen, war das Ziel seines Strebens, und er verschmähte keine Mittel, um es zu erreichen. Montaubans Muth und Geistesgegenwart machten jeden offenbaren Angriff, die Liebe seiner Soldaten jede Verrätherey zu nichts; aber das Herz der Fürstinn wurde durch die Gefahr ihres Retters noch lebhafter bewegt, und

mit doppelter Angſt ſah ſie ihn nun ſich rüſten und ausziehen. Ihre Ahndung hatte ſie nicht betrogen. Auf einem Ritte, den er, nur von Wenigen begleitet, unternahm, um die Stellung des Feindes zu erforſchen, wurde er von einem Schwarm Feinde, der im Hinterhalte gelauert hatte, plötzlich angefallen, und nur ſeine und ſeiner Begleiter Tapferkeit entriß ihn dem Tode oder der Gefangenſchaft; aber er wurde bedeutend verwundet, und ſo, auf den Schildern ſeiner Leute getragen, brachte man ihn nach Sarragoſſa zurück. Ines erſchrack tödtlich, ſie befahl, den Ritter ſogleich in den Pallaſt zu bringen, und erklärte, daß ſie ſelbſt ſeine Pflege übernehmen werde, da ſie, wie alle Frauen jener Zeit, in der Wundarzneykunſt wohl erfahren war, und dieſe Sorgfalt ihr für einen Helden, dem ſie und das ganze Land ihre Rettung dankten, nicht zu weit getrieben ſchien. Montauban hörte dieſen Befehl der Fürſtinn, ein glühendes Roth flog über ſein bleiches Geſicht, und es ſchien, als ob auf einige Augenblicke ſeine Erſchöpfung und ſeine Schmerzen verſchwunden wären. Man brachte ihn in ein Zimmer des Pallaſtes, und hier, auf einem Ruhebett liegend, erwartete er die Ankunft ſeines huldvollen Arztes. Die Prinzeſſinn trat ein, mit hochſchlagendem Herzen, ängſtlich zitternd, von einigen

ihrer Frauen begleitet. Der Ritter wollte sich erheben, um sie zu begrüßen, und ihr zu danken. Sie winkte ihm, ruhig zu bleiben, und versuchte es, ihm ihren und ihres Volkes Dank für seine Treue und seinen Muth zu bringen; aber sie war zu verwirrt, zu sehr von dem ergriffen, was sie vor sich sah, um mehr als einzelne Worte hervorbringen zu können. Nun fing sie an, nach der Wunde zu forschen. Sie war am Oberarm, tief, jedoch nicht gefährlich, und nur Blutverlust und innere Bewegung hatten den Ritter so sehr erschöpft, daß er einer Ohnmacht nahe war. Ines sah es, und dieser Anblick vermehrte ihre Verwirrung. Kaum war sie im Stande, die Wunde zu behandeln und den Verband zu endigen, indeß ihre Frauen sich bemühten, durch stark duftende Essenzen des Ritters Bewußtseyn zu erhalten. Nur abgebrochene Worte, nur Seufzer entflohen Beyder Lippen, aber Ines vermochte ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten. Montauban sah sie fließen, er raffte sich empor, wollte zu ihren Füßen stürzen, und sank zurück. Ines schrie laut, sie umfaßte erschrocken den Sinkenden, er schlug das matte Auge auf. — O, wie süß ist dieser Tod! lispelte er leise. Ines winkte ihm zu schweigen, sie faßte seine Hand zwischen ihre beyden Hände und beschwor ihn, sich ruhig

und ſtill zu verhalten, weil nur hiervon ſeine Geneſung, und von dieſer ihres Landes Glück abhänge. Sie nannte ihr Land, aber der Blick ihrer naſſen Augen ſchien dem Ritter zu ſagen, daß es das Glück ihres Lebens ſey. Er verneigte ſich ſtumm, zog ihre Hand in heftiger Bewegung an ſeine Bruſt — ließ ſie dann plötzlich fahren und rief mit Anſtrengung: Ach, wenn ich nur nicht bald ein Gegenſtand Eures Haſſes werde, wie ich jetzt ein Gegenſtand Eures Mitleids, Eurer Güte bin!

Welche finſtern Gedanken? antwortete Ines: Wie verfallt Ihr auf ſolche Träume? Es iſt unmöglich, daß ich und meine Unterthanen jemahls vergeſſen, was wir Euch ſchuldig ſind, daß je unſer Dank und mit ihm unſer inniger Antheil an Eurem Wohle aufhöre. Darum widerſtrebet mir nicht, die ich Euch als Euer Arzt zu befehlen habe! Beruhigt Euch, verbannt die finſtern Vorſtellungen, die Eure Seele ängſtigen, und die bloß Wirkung Eurer Entkräftung ſind, und öffnet Euer Herz den ſchönen Hoffnungen, zu denen Ihr uns Alle durch Eure Thaten berechtigt! Für jetzt aber bleibt ganz ſtille und ruhig, und ſobald Ihr einer Aufheiterung fähig ſeyd, wird es meine liebſte Pflicht ſeyn, Euch ſo wenig als möglich zu verlaſſen, und für die Heilung nicht bloß Eurer Wunde, ſondern

auch Eures Gemüthes zu sorgen. Bey diesen Worten drückte sie leise die Hand des Ritters, legte ihm, der von Neuem Etwas sagen wollte, mit unbeschreiblicher Freundlichkeit den Finger auf die Lippen, und entfernte sich mit ihren Frauen, indem sie zwey ihrer Hofleute zurückließ, die abwechselnd dem Ritter Gesellschaft leisten, und für alle seine Bedürfnisse sorgen mußten. Sie ging und Montauban blieb mit seinen Gefühlen, seinem Bewußtseyn und seinen Hoffnungen allein.

Mehrere Tage hielt die innere Unruhe, die den Ritter bewegte, und die durch die huldvolle Behandlung der Prinzessinn eher vermehrt als gestillt zu werden schien, seine Genesung auf, und die Sorge um sein Leben zeigte sich in ihrem blassen Gesichte, in ihren kummervollen Blicken. Auch klangen manche seiner Reden so, als ob er diese Genesung nicht einmahl wünsche, als ob unter der milden Pflege und in der Nähe der Fürstinn zu sterben sein geheimer Wunsch sey, und jede solche Äußerung verstärkte die zarten Bande, die die Prinzessinn an den verehrten Mann zogen, der so unglücklich schien, und dem sie so viel zu danken hatte. Endlich siegten treue Pflege und ungeschwächte Kraft, Montauban fing an sich zu erhohlen, und Ines hielt treulich Wort.

Immer von einer oder zwey ihrer Damen begleitet, war sie, so viel als möglich, bey ihm; bald verkürzten Gespräche und Erzählungen, bald Saitenspiel und Gesang die Stunden. Nach einigen Tagen konnte Montauban zu Ines großer Freude schon sein Lager verlassen und bald darauf zwar noch keine Waffen tragen, aber bereits wieder an allen Überlegungen und Maßregeln für den künftigen Gang des Krieges Antheil nehmen. Mit seiner Genesung kehrten Heiterkeit und Leben auch auf die Wangen der Fürstinn zurück, und tausend kleine Sorgen und Aufmerksamkeiten, die sein Zustand nöthig machte, wurden zu tausend Fäden, die ihr Herz still aber innig an ihn banden.

Oft war schon bey traulichen Unterredungen das Gespräch auf die vergangenen Zeiten gefallen, und endlich kam es einmahl auf jenes unselige Turnier, das der Anfang alles nachfolgenden Unglücks gewesen war, und auf das Schicksal des Grafen von Barcellona. Montauban schien dieß Gespräch nicht ohne Bewegung zu hören, und Ines, besorgt für ihren Freund, war im Begriffe, es zu unterbrechen, indem sie bemerkte, es könne ihn ein Gegenstand wohl nicht unter-

halten, von dem er ganz und gar nicht unterrichtet sey.

Verzeiht, gnädigste Frau! fiel der Ritter von Montauban ihr lebhaft ein: Dieser Gegenstand ist für mich allerdings von großer Wichtigkeit, denn ich habe den Grafen von Barcellona sehr wohl gekannt.

Ihr habt ihn gekannt? rief Ines: O sagt mir, was war das Schicksal des Unglücklichen?

Dieses Wort aus Eurem Munde, gnädige Frau, gibt mir den Muth, Euch mehr zu sagen, als ich vorher nicht gewagt haben würde. Ja wohl unglücklich, recht sehr unglücklich war mein Freund!

Er war? rief die Prinzessinn mit Antheil: Ach Gott! Lebt er also nicht mehr? Es ging ein Gerücht —

Sein Leiden ist zu Ende, er starb in meinen Armen.

Nun, Gott sey seiner Seele gnädig! sagte Ines, faltete die Hände, und schlug ihre Augen wie bethend zum Himmel. Alles blieb einen Augenblick still. Und wie und wo starb der Arme denn? fuhr sie fort: Erzählt mir, Ritter! So viel Bitteres dieser Mensch in mein Leben gegossen hat, so kann ich doch unmöglich ihm mein Mitleid versagen. Er that es wider Willen, und er hat schwer gebüßt.

Ja wohl schwer und lange, gnädige Frau! Ihr wißt, welches Bild, und wie glühend es in seiner Seele lebte. Es hat ihn aus Spanien, es hat ihn durch das ganze Abendland, wo er unter fremdem Nahmen ein ritterlich irrendes Leben führte, bis nach Palästina begleitet. Dort war er entschlossen, sich in den Orden der Templer zu begeben, und seine Kraft und sein Blut der Vertheidigung des heiligen Kreuzes und des Grabes Christi zu weihen. Ich war der Vertraute seines Kummers, ich allein erfuhr seinen Nahmen, sein Schicksal, und den Nahmen derjenigen, die ihn so schrecklich verfolgte, und die er so unaufhörlich liebte.

Ritter! unterbrach Ines hier den bewegten Redner: Vermengt ein schwaches Werkzeug nicht mit dem rachedürstenden Urheber eines grausamen Ausspruchs, und glaubt nicht Allem, was das Gerücht sagt!

Es ist jetzt das erste Mahl, erwiederte Montauban, indem sein großes Auge zur Erde sank, und eine feine Röthe sein Gesicht überzog, daß ich hier in Sarragossa ein milderes Urtheil über meinen unglücklichen Freund fällen höre. Es würde seinen letzten Augenblick verfüßt haben, wenn er hätte ahnden können, daß der unversöhnliche Zorn, von dem er sich verfolgt wußte, in der Brust des

einzigen Wesens, dem sein ganzes Daseyn geweiht war, einer milderen Empfindung Platz gemacht habe.

Ines sah zur Erde nieder. Es war etwas in den Worten und dem Tone des Ritters, das ihr Innerstes bewegte. — Und wie starb Don Raimund? hub sie nach einer Weile an, und Montauban glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen.

In der Schlacht vor Damaskus stritten wir nebeneinander. Mein Freund focht, wie immer, mit jener Entschlossenheit, die eine Folge des geringen Werthes war, den er auf sein Leben legte, und er war so glücklich, die Feinde zum Weichen zu bringen. Aber bald erschienen neue Schaaren von Ungläubigen, wir wurden umringt, gedrängt, schon waren unsere Pferde getödtet, und wir kämpften zu Fuß gegen den weit überlegenen Schwarm, ohne Hoffnung, unser Leben zu erhalten, und mit dem Entschlusse, es so theuer als möglich zu verkaufen. Da spaltete der Säbel eines Türken das Haupt meines Freundes, er sank — ich mit ihm. Er starb in meinen Armen, sein letztes Wort war der Nahme derjenigen, die sein ganzes Leben beherrscht hatte.

Hier ſchwieg Montauban, und kein Laut unterbrach die Stille, die auf ſeine Worte folgte.

Ein tiefer Seufzer hob den Buſen der Prinzeſſinn. — Armer Raimund! ſagte ſie: Er hatte ein beſſeres Loos verdient! Und Ihr ſelbſt, Ritter? fuhr ſie fort, indem ſie beſorgt zu ihm emporblickte. —

Ich blieb verblutend auf Raimunds Leiche liegen, und fand mich, als ich erwachte, in der Gefangenſchaft des Aga, deſſen Säbel die Leiden meines Freundes geendigt hatte.

Mein Gott! In der Gewalt eines Ungläubigen!

Er war ein Menſch, gnädige Frau, und ein ſehr edler. Unſere Gegenwehr hatte ihm Achtung eingeflößt. Er ließ mich gut pflegen, ich fand eine freundſchaftliche, eine väterliche Behandlung, und frey, ohne Löſegeld, das ſein edler Sinn als eine Beleidigung verſchmähte, entließ er mich, ſobald ich geneſen war, zu den Meinigen zurück, und forderte nichts von mir, als das Verſprechen, ihm nie wieder in der Schlacht zu begegnen.

Gott lohne den guten Aga! rief Ines lebhaft: O, wenn er wüßte, welchen edlen Gebrauch Ihr von dem Leben gemacht habt, das er Euch

erhielt, er würde sich doppelt seiner That freuen! Sie reichte dem Ritter bey diesen Worten, hingerissen von ihrer Empfindung, die Hand, die Montauban mit stummem Entzücken an seine Lippen und an sein Herz drückte.

So endigte sich dieß Gespräch und noch manches andere mit Erregung von Gefühlen, die zwey liebende Herzen einander immer näher brachten, bis der Ritter sich ganz hergestellt fühlte und nun wieder vor Ungeduld brannte, in's Feld zu eilen und den glücklich begonnenen Krieg siegreich zu endigen.

Auch dieser Zeitpunct rückte nun heran. Alles wurde dazu bereitet, und der kommende Tag zur Abreise des Ritters in's Lager bestimmt. Ines sah ihm mit geheimer Angst entgegen; aber es war nicht ihr Thron, ihr Reich, für dessen Erkämpfung sie besorgt war, es war Montauban's Leben, für das sie zitterte, und das durch seine letzte Gefahr und sein Betragen während der Zeit, als sie so nahe mit ihm zusammen gelebt hatte, ihr unendlich theuer geworden war. Auch Montauban's Freude, gegen den Feind seiner Fürstinn zu ziehn, ihn zu überwinden und ganz aus ihren Staaten zu vertreiben, war sehr durch die Furcht der nahen Trennung gemindert, und ohne sich's

mit Worten zu gestehn, verbargen sich doch Beyde ihre stille Traurigkeit nicht. Am Abende zuvor, nachdem der Ritter lange schweigend und düster neben Ines gesessen hatte, äußerte er plötzlich den Wunsch, sie auf ihrem Gange in die Capelle, wo sie täglich an Sancio's Grabmahl zu bethen pflegte, begleiten zu dürfen. Die Prinzessinn schien wohl etwas verwundert über dieses Begehren, aber sie bewilligte es mit Vergnügen. Die Damen, welche ihre Gebietherinn begleiteten, blieben wie gewöhnlich am Eingange zurück. Ines und der Ritter nahten sich dem Grabmahl. Die Prinzessinn bemerkte, daß Montauban sehr bewegt und unruhig schien; aber es war ein geheimes Gefühl in ihr, das sie hinderte, ihn darum zu befragen. Schweigend kniete sie auf den Stufen nieder und winkte dem Ritter, ein Gleiches zu thun. Er sah Ines mit düsterm Blicke an — verneigte sich — sank einige Schritte hinter ihr auf seine Kniee, senkte das Haupt in beyde Hände und blieb so in tiefsinniger Stellung liegen. Die Prinzessinn bethete heut inbrünstiger als je für Sancio's Seligkeit und für Montaubans Leben. Sie flehte den Schatten des Jugendgespielen an, den Geliebten zu schützen, und sein und ihr Vorbitter am Throne des Ewigen zu werden. Mit leichterm Herzen

ſtand ſie endlich auf. Montauban hatte ſeine Stellung noch nicht verlaſſen. Ines ſtand eine Weile neben ihm, ohne daß er ſie bemerkte. Endlich richtete er ſich auf, ſah Ines ſtarr an, ſprang empor und faßte mit wildem Blicke ihre Hand. Ihr habt nun für Euern ermordeten Geliebten gebethet, rief er: Würdet Ihr auch für ſeinen Mörder bethen?

Ines ſchauderte. — Für die unſchuldige Urſache ſeines Todes? antwortete ſie ſanft: Warum nicht, Herr von Montauban? O, es wäre nicht das erſte Mahl, daß ich für den unglücklichen Don Raimund gebethet habe.

Iſt es möglich? rief Montauban mit ſichtbarer Freude: O, ſo erweiſet mir die Liebe, und wenn Ihr meine Dienſte für irgend Etwas rechnet, bethet in meiner Gegenwart für den Grafen von Barcellona!

Recht gern, erwiederte Ines, nahm ihren vorigen Platz ein, und ſandte ein herzliches Gebeth für die Ruhe der Seele des Unglücklichen zum Himmel, der für ein unfreywilliges Verbrechen ſo viel ausgeſtanden hatte. Dann wandte ſie ſich zum Ritter um, der noch auf ſeinen Knieen lag, und ſah mit Erſtaunen Thränen in ſeinen zum Himmel gerichteten Augen. Sie trat zu ihm, reichte

ihm die Hand und ſagte liebreich: Seyd Ihr nun zufrieden, Herr von Montauban?

Ich bin ganz — ganz glücklich, rief der Ritter, beugte ſein Geſicht auf ihre Hand und Ines fühlte ſeine Thränen auf ihren Fingern. Tief gerührt und mit bewegter Stimme ſagte ſie: Ihr ſeyd wohl ein ſeltner Freund, Herr Ritter, und Raimund muß Euch ſehr werth geweſen ſeyn.

Es iſt nicht das! rief Montauban mit Feuer: Es iſt die Beruhigung, die Eure Milde in mein Herz ſtrömt! O, wenn Ihr wüßtet, wie unglücklich Raimund war, wie er Euch geliebt, wie unauslöſchlich, wie hoffnungslos — wie Euer Bild ihn überall begleitet, wie er alle ſeine Thaten nur für Euch gethan, Euch allein ſein Leben geweiht, Euch, die er nach ſeinem Blute dürſtend glaubte — wie ergeben er dieſen Haß trug, wie er das einzige Andenken, das er von Euch beſaß, jenen goldnen Ring, den Ihr einſt dem blinden Pilger gegeben, ſeither als ein Heiligthum auf ſeinem Herzen getragen, und ihm allein ſeine Siege und die Erhaltung ſeines Lebens zugeſchrieben!

Sein Leben? unterbrach ihn die Prinzeſſinn verwundert: Er iſt ja todt, wie Ihr mir ſagtet?

Montauban erröthete und ſchwieg einen Augenblick. Bis zu jener Schlacht, ſagte er endlich

mit einiger Verwirrung, bis der Tod dem unwillkommenen Daseyn ein Ende machte. —

Ines trat einen Schritt zurück. Sie sah den Ritter starr an. — Auf einmahl zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Sie wollte sprechen, hielt sich aber zurück, indem ihr Auge auf den Zügen des Ritters ruhte, in denen Besorgniß, Liebe und heftige Rührung sich mahlten. Dann näherte sie sich ihm wieder, und indem sie ihn mit freundlichen Blicken aufstehen hieß, und selbst emporrichtete, sagte sie: Seyd versichert, Herr Ritter! Welches auch das Verhältniß seyn mag, das zwischen Euch und Don Raimund waltet, ich habe den Grafen von Barcellona nie gehaßt. Jetzt aber ist er mir, um seines Freundes willen, theuer geworden.

Montauban sprang auf und drückte die Hand der Fürstinn an sein Herz, an seine Lippen. Er konnte nicht sprechen, und auch Ines war zu wunderbar und zu tief gerührt. An seinem Arm verließ sie schweigend die Capelle, verschloß sich in ihr Gemach, und brachte die Nacht mit Zubereitungen für den kommenden Morgen, in Thränen, Hoffen, Angst und Seligkeit hin.

Sie hatte schon längst eine kostbare Waffenrüstung bereiten lassen, die sie Willens war, dem

Ritter, dem sie so viel dankte, am Tage seiner Abreise zu übergeben, und ihn selbst damit zu schmücken. Alles, was Frauenhände von Zierden dazu verfertigen konnten, war von ihrer eigenen Hand. Nun aber ließ sie schnell Helmzierde und Federbusch ändern, und am andern Morgen, als Montauban mit hochklopfendem Herzen sich bereitete, von ihr Abschied zu nehmen, trat sie in Begleitung ihrer Damen, die ihr die Stücke der Rüstung auf Kissen nachtrugen, in sein Zimmer, sagte ihm, daß es ihre Pflicht wäre, ihren Kämpfer selbst zu waffnen, und fing ihr Geschäft mit so viel Anmuth an, daß Montauban, dessen Herz ohnedieß ein Raub der heftigsten Leidenschaft war, nun kaum seine Besinnung behaupten konnte. Als er gewaffnet war, reichte sie ihm den Helm, den eine Dame bisher seinen Augen entzogen hatte, und winkte dieser, sich zu entfernen. Der Helm war, wie die ganze Rüstung, von blankem Silber, mit Gold reich verziert, aber oben trug ein goldner Greif den schwarzen und blauen Federbusch. Montauban erblaßte, wie er diese Farben erblickte. Ines ergriff seine Hand, und indem eine Thräne aus ihren Augen fiel, sagte sie: Haltet diese Farben für kein übles Zeichen, sondern laßt sie Euch künden, daß unverschuldetes Unglück

und beyspiellose Treue endlich ihren Lohn finden müssen! Möchte Gott Euch meinem Lande und mir erhalten! Schont Eures Lebens, denkt, daß es mir sehr theuer ist — und — hier bestrebte sie sich, unter freundlichem Lächeln ihren zunehmenden Schmerz zu bergen, — wenn ihr wiederkommt, so geleitet mich zur Madonna auf den Monserrat!

Montauban stürzte zu Ines Füssen. Sie beugte sich über ihn, er erhob seine Arme, und sie sank an sein Herz. O, nun sind sieben Jahre der bittersten Leiden vergessen und reich belohnt! rief er endlich: Prinzessinn! Ich kehre als Sieger zurück, ich setze Euch in den Besitz Eures väterlichen Reichs, oder Ihr seht mich nie wieder! Mit diesen Worten riß er sich aus ihren Armen, ergriff Schild und Speer, und eilte hinaus, wo seine Hauptleute seiner harrten. Ines aber wankte weinend an's Fenster, sah ihn sich auf sein Streitroß schwingen, das Volk ihm freudig hoffend zujauchzen, und bald darauf den ganzen Zug aus ihren Augen schwinden.

Montauban's ganzes Wesen war seit der letzten Unterredung mit Ines verwandelt. Ein freudiger Muth blitzte aus seinen Augen, Munterkeit und Fröhlichkeit beseelten alle seine Bewegungen,

und es ſchien, als ob die Gewißheit zu ſiegen auch keiner Sorge, keinem Zweifel mehr Raum geſtatte. Dennoch ward nicht das Geringſte verſäumt, was zur ſichern Erreichung des Zweckes dienen konnte, und was ſein muthiges Herz mit jugendlicher Kühnheit entworfen hatte, ordnete ſein Verſtand mit der Beſonnenheit des Greiſes, und führte ſein feſter Wille mit männlicher Kraft aus. So gelang es ihm überall den Feind zu werfen, aus einer feſten Stellung, aus einer Burg nach der andern zu vertreiben, und in wenig Wochen das ganze Gebieth von Arragonien von ihm zu befreyen. Die abgefallenen Vaſallen wurden mit Ernſt und Strenge zu ihrer Pflicht zugeführt, die Mauriſchen Fürſten bathen um Frieden, den ihnen der Überwinder zu vortheilhaften Bedingungen für ſeine Fürſtinn zugeſtand, und jetzt, da ſein ſiegreiches Heer, das ſich jeden Tag mehrte, wie das des Gegners ſchmolz, an der befreyten Gränze ſtand, keines übermüthigen Feindes Fuß mehr den Arragoniſchen Boden entweihte, da ließ er dem Infanten unter Bedingungen, die die künftige Ruhe von Arragon ſichern ſollten, und am erſten um den Preis der Freyheit des Don Garcia Frieden anbiethen. Der Prinz von Caſtilien, noch erbitterter über ſeine Niederlagen als

vorher über seine Abweisung, verwarf einen Vertrag, der seine Schwäche beurkundet haben würde, und setzte sich noch einmahl zur verzweifelten Gegenwehr. Es bereitete sich eine große Schlacht, die das Schicksal des Krieges entscheiden mußte. Von beyden Seiten wurde tapfer gestritten, aber das Gefühl der gerechten Sache beseelte den Muth der Arragonier, indeß die Castillianer unwillig ertrugen, sich den Leidenschaften eines nicht geliebten Herrn aufgeopfert zu sehen. Bald mußten sie dem Andrange der Gegner weichen, die Siegesgefühl, Bewußtseyn und der Muth ihres Anführers begeisterten. Der Infant sah knirschend die Seinigen weichen, und sein Rachedürstendes Herz trieb ihn, den Feind aufzusuchen, den er mit Recht als die einzige Ursache seines Unglücks betrachtete. Er begegnete Montauban in der Schlacht, es erhub sich ein wüthender Kampf, aber der Infant erlag den Streichen seines Gegners, und nahm, vom Pferde gestürzt, blutend und kraftlos, Leben, Krone und Frieden als ein Geschenk aus der Hand des Siegers an. Er blieb sein Gefangener, bis Don Garcia befreyet und der Frieden unterschrieben seyn würde.

Montauban ließ sich die Freude nicht rauben, die Ketten des Oheims seiner geliebten Ines selbst

zu brechen. Von einem Theile seines siegreichen Heeres begleitet, erschien er vor dem festen Schlosse, in welchem Don Garcia seit langen Monathen in unwürdiger Haft gefangen lag, und keine Ahndung von allen den Siegen hatte, die indeß Arragonien von seinen Feinden befreyt und Ines dem fremden Ritter so tief verpflichtet hatten. Erstaunt hörte er das Gräusch der Bewaffneten im Schloßhofe — und noch erstaunter erkannte er die Arragonischen Farben an ihren Waffenröcken. Es waren seine Landsleute, seine Befreyer, deren Anführer bald darauf von Offizieren begleitet in das Gemach eintrat und den bestürzten Greis im Augenblicke der Erlösung erst mit Allem, was seit Monathen vorgegangen war, bekannt machte. Garcia konnte kaum fassen, wie das Alles geschehen war; aber es blieb kein Zweifel übrig, und er folgte dem Ritter, — dessen bescheiden anmuthiges Betragen ihn eben so sehr für ihn einnahm, als seine edle Gestalt und seine Tapferkeit, — in das Lager, wo dieser alsobald, sein ritterlich Wort lösend, dem Infanten die Freyheit gab. Das Heer schickte sich nun an, nach Sarragossa zurückzukehren. Montauban bestand darauf, daß Don Garcia den Oberbefehl über dasselbe, den er so lange rühmlich geführt, übernehmen sollte, und, aller

Weigerungen des gerührten Greises ungeachtet, trat er an die zweyte Stelle, und begleitete so mit ängstlich klopfendem Herzen den Oheim seiner Ines, als seinen Feldherrn, auf dem Zuge.

Dieser Zug glich einem Freudenfeste durch das ganze Land. Auf allen Straßen ergoß sich das Volk aus Dörfern und Städten, alle Wege waren geschmückt, und Alles jauchzte dem Sieger entgegen, und bewillkommte freudig den geehrten Greis, den Sprößling seiner alten Könige, dessen lange Leiden jedes Herz mit seiner vorigen Härte versöhnt hatten, und fast noch rühmlicher und werther schien ihnen ihr edler Ritter und Befreyer an seinem jetzigen Platz, wo seine kindliche Achtung für den unglücklichen Fürsten ihm eben so viele Herzen erwarb, als die Bewunderung seiner Thaten.

Der Zug näherte sich der Stadt. Ines war davon unterrichtet. In ihrem kostbarsten Schmucke, von ihrem Hofstaate in allem seinen Glanze umgeben, erwartete sie das Heer und seine Führer unter einem Thronhimmel auf dem freyen Platze vor ihrem königlichen Pallast. Der immer wachsende Jubelruf des Volkes aus der Ferne, die Bewegung in der strömenden Menge, endlich der Schall der Trompeten und kriegerischen Musik, kündigten

ihre Annäherung an. Nun erblickte man die Vordersten des Zuges, und Ines hörte einen Nahmen von tausend begeisterten Lippen mit lauten Segenswünschen aussprechen, den sie selbst nie ohne innere Bewegung hörte oder aussprach. Jetzt erkannte sie den Helmbusch ihres Oheims, und hinter ihm wehten die blauen und schwarzen Federn. Sie erhob sich vom Throne. Auf zwey ihrer Damen gestützt, schritt sie zitternd über die Stufen herab, den Rittern entgegen, die indeß von ihren Pferden gestiegen waren. Don Garcia führte den Ritter an der Hand seiner Nichte und Königinn entgegen. Montauban sank, ohne zu sprechen, auf seine Kniee, und drückte die Hand der Prinzessinn an seine Lippen. Garcia betrachtete Beyde. Dieß Schweigen und die Blicke ihrer Augen sagten dem erfahrnen Manne Alles, was er halb und halb schon auf dem Wege hierher aus den Gesprächen des Ritters geschlossen hatte; und als nun Ines etwas von Dank und Belohnung stammelte, als Montauban mit flammenden Blicken versicherte, daß das Bewußtseyn, ihr gedient zu haben, der einzige Preis seines Strebens, sein schönster Lohn sey, und das Volk laut jubelnd seinen und Ines Nahmen in den Lüften wiederhallen ließ, da trat er hinzu und sprach: Ritter! Die Wohlthaten, welche Arragonien Euch

verdankt, ſind zu zahlreich, und was Ihr für daſſelbe gethan, zu groß und edelmüthig, als daß von einer Belohnung oder einem Gegendienſte, der ſie aufzuwiegen im Stande wäre, die Rede ſeyn könnte. Ich glaube vielmehr, daß das Land mit Allem, was darin iſt, ſich dankbar als Euer Eigenthum und Beſitz betrachten könnte, und in dieſer Anſicht erwähle ich Euch, mit Genehmigung meiner Nichte und des ganzen Volkes — er hielt inne, und ſah Ines und die Verſammlung einen Augenblick an — zu ſeinem Herrn und Beſchützer. Empfanget die Hand meiner Nichte!

Bey dieſen Worten ſprang Montauban mit heftiger Bewegung empor, ließ die Hand der Prinzeſſinn fahren und rief: Haltet ein, Don Garcia! Geht nicht weiter in Eurem großmüthigen Erbiethen! Ich kann und darf dieſe Hand nicht annehmen, bevor Ihr und das hier verſammelte Volk nicht Alles wißt, und denjenigen kennt, dem es heut ſo freudig zujauchzet. Der Ritter hielt inne. Garcia trat betroffen zurück, durch das Volk lief ein unruhiges Murmeln. Ines erblaßte. Ihr Blick, der Montaubans Auge ſuchte, ſollte ihm ſagen, daß ihre Geſinnung immer die gleiche bleiben würde, er möchte ſeinen Nahmen nennen oder nicht. Aber der Ritter ſah in dieſem Momente nicht auf

ſie, ſein dunkles Auge irrte finſter und wild forſchend von Don Garcia auf das Volk, eine heftige Unruhe hob ſeine Bruſt, und ein ſchweres Geſtändniß ſchien in ihm zu arbeiten. Endlich rief er laut, mit erbleichenden Lippen: Ich bin der Graf von Barcellona! Eine Todtenſtille folgte dieſer Erklärung. Raimund faßte ſich und fuhr fort: Ich kenne den Fluch, der über mich ausgeſprochen iſt und weiß, daß mein Haupt der Rache verfallen iſt, ſo wie man hier mich erkennt. Ich begehre nicht, daß meiner geſchont werde. Unfreywillig zwar, aber unbeſonnen habe ich dieſen ehrwürdigen Greis ſeines Sohnes, die Fürſtinn ihres anverlobten Gemahls, das Land ſeines künftigen Herrſchers und Schützers beraubt, und ſo wie ich vor Gott ſchwöre, dieſen Mord unſchuldig verübt zu haben, ſo erkenne ich mich doch der Strafe ſchuldig. Auch ſind bereits alle Maßregeln getroffen. Meine Leute ſind fern von hier, ich habe nur ein Paar meiner nächſten Getreuen mich begleiten laſſen. Der Graf, mein Vater, iſt von Allem unterrichtet, und ich habe ſeinen heiligen Schwur, daß er mein Blut nie an dieſem Lande rächen wird. So bin ich bereit zu ſterben, und ſtehe wehrlos unter denen, die meinen Tod zum Preis d höchſten Erdenglücks gemacht haben.

Don Raimund nahm bey dieſen Worten den Helm vom Haupte, ſtreifte den Schild ab, zog ſein Schwert, und wollte es dem Don Garcia überreichen, der finſter und ſchweigend dieſe ganze Rede angehört hatte. Aber ehe dieſer die Hand ausſtreckte, um den Degen des Grafen zu empfangen, erhob ſich Ines ſchnell, die bis jetzt unter heißen Thränen in den Armen ihrer Frauen gelegen war, trat vor, hielt gebiethend Raimunds Arm zurück, und ſprach mit kaum verhaltner Angſt, aber mit Würde alſo: Don Raimund! Don Garcia! Und Ihr, Bewohner von Arragonien! Hört in dieſem wichtigen Augenblicke meine Stimme, die Stimme Eurer Königinn, des letzten Sproſſen eines Stammes, dem dieſes Land durch lange Jahre Glück und Ruhe dankt!

Alles ſchwieg ehrerbiethig. Ines ſammelte ſich mehr und mehr, und ſtand ſtolzer und ruhiger da. Dann begann ſie wieder: Ihr kennt den Ausſpruch, der vor ſieben Jahren in Rückſicht des Grafen von Barcellona aus dieſer Stadt erging: „Nur der ſollte meine Hand und meinen Thron erlangen, der mir das Haupt des Grafen von Barcellona überliefern würde. Die Bedingung iſt erfüllt. Der Ritter von Montauban, der dieſes Land und mich von dem verhaßten Joche der

Fremdlinge befreyt, der mit seinem Arm und Blut uns geschützt, gerettet, unsere Sitten und Gesetze, unsere Habe und Freyheit uns erhalten hat, löset auch das letzte Wort. Er überliefert den Grafen von Barcellona unserer gerechten Ahndung. So ist denn nichts billiger, als daß auch wir unser Wort halten, und von unserer Seite die Bedingungen jenes Vertrags eben so genau erfüllen. Diesem zu Folge nun reiche ich dem Ritter meine Hand, und ernenne ihn hiermit öffentlich zu meinem Gemahl und Herrn, und König von Arragonien.

Die Prinzessinn hatte diese Worte noch nicht geendigt, als ein lautes, allgemeines Jubelgeschrey in die Lüfte stieg, und der Ruf: Es lebe die Königinn! Es lebe König Raimund! Unser Erretter, unser Befreyer! verbunden mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen die Stimmung des Volkes, und sein Wohlgefallen über die glückliche Lösung des verwirrten Knotens deutlich aussprach. Raimund aber sank im stummen Entzücken zu Ines Füßen nieder, und seine Blicke, nicht sein Mund, erklärten die Gefühle seines Herzens, und gaben Ines die schönste Bürgschaft für ein glückliches Leben an der Seite dieses edlen Gemahls.

Das Schloß Wiernitz.

Vorerinnerung.

Diese kleine Erzählung beruht auf einem wirklichen Ereignisse, welches sich ungefähr vor sechzig oder siebenzig Jahren in dem Schlosse Wiernitz in Niederösterreich im Viertel Unter-Manhartsberg zutrug, und wo beym Aufgraben der Grundfeste eines der Schloßpfeiler, ein Gerippe in derselben Stellung, und mit denselben begleitenden Umständen, wie es die Erzählung schildert, gefunden wurde. Auch der darauf folgende Traum, und ein Theil seiner Erfüllung sind nicht ganz Erdichtung, und wenn jene Personen noch lebten, von denen ich in meiner Kindheit diese Begebenheit oft, und nicht ohne jenes süße Grauen erzählen hörte, mit welchem der junge, und auch wohl der ausgebildete Mensch Gespenster- und Schauergeschichten anhört, sie würden sich lächelnd in der Schilderung erkennen.

Übrigens steht das Schloß Wiernitz noch; ver-

muthlich sind auch seine Umgebungen noch nicht so sehr geändert, daß jene mir überlieferte Beschreibung nicht wenigstens zum Theil passen sollte. Daß es in der Zeit des dreyßigjährigen Krieges und der Unruhen in Österreich protestantischen Herren gehörte, ist wahr; daß die Hussiten auf ihren Zügen bis in diese Gegenden drangen, ebenfalls. Wie in diesen beyden Perioden die Eigenthümer des Schlosses geheißen, war mir nicht leicht möglich aufzufinden; auch lag an dieser historischen Genauigkeit wenig. So nahm ich mir die Freyheit, sie, wie das bey vielen Familien wirklich der Fall war, nach ihrem Stammschlosse zu benennen, indem ich zugleich auf diese Art aller Gehäßigkeit und Deutung von Rahmen auswich. Das übrige Alles, die Einkleidung, der geheime Zusammenhang der Begebenheiten, die Schürzung und Lösung des Knotens, so wie das Anknüpfen an wahre historische Facta aus der Geschichte meines Vaterlandes ist erdichtet, und ich hätte nicht so viel über den Ursprung dieser Kleinigkeit gesagt, wenn nicht die wirkliche Existenz des noch vorhandenen Schauplatzes derselben mir diese Erklärung nothwendig zu machen, und die Erwähnung, daß wenigstens ein Theil der Begebenheiten wahr sey, dem Ganzen einen lebhafteren Reiz zu ertheilen geschienen hätte.

Das Schloß Wiernitz.

Der düstere Decembertag ging zu Ende, draußen vor den Fenstern des Schlosses senkte der Nebel sich dichter auf den Föhrenwald herab, und im schwarzbehangenen Trauergemach, wo die verwittwete Gebietherinn des Schlosses, Freyinn von Wiernitz, auf der Fensterstufe stickend gesessen hatte, schwieg das leise Geräusch der Geschäftigkeit. Die Freyinn deckte das Tuch über den Rahmen, auf welchem sie an einer kostbaren Decke arbeitete, die über den Sarg ihres verstorbenen Eheherrn gebreitet werden sollte. Es waren die Wappen des Wiernitzischen Hauses, verkehrt, zerbrochen, und mit den Insignien des Todes sinnreich gruppirt; denn der Freyherr war der letzte seines Nahmens gewesen. Ihre Nichte Mathilde, die unterhalb der Fensterstufe gesponnen hatte, stellte das Rad bey

sette, und Beyde versanken jetzt, da Stille und Dunkelheit sich auch von außen um ihre Seelen legten, in jenes düstere Nachsinnen, das seit dem Tage, der des Hauses Haupt und Ruhm gebrochen, die stete Begleitung ihrer einsamen Stunden war.

Es waren trübe Zeiten damahls, als der Freyherr von Wiernitz aus der Welt schied, und seine Gattinn rath- und freundlos in der sturmbewegten Zeit zurückließ. Das Feuer des Religionskrieges wüthete noch durch Deutschland, die Schwedischen Heere durchzogen es verwüstend, und noch verwüstender standen an den meisten Orten Deutsche gegen Deutsche, Unterthanen gegen den eigenen Fürsten, im Kampfe, und manches Haus both im Kleinen das Bild des zerrissenen großen Vaterlandes dar, indem Vater und Kinder, Bruder und Verwandte, Jedes einer andern Sache zugethan, die heiligsten Bande gelöst hatten, und in der allgemeinen Verwirrung und Erbitterung der Gemüther nichts Festes und Bleibendes mehr da zu seyn schien, auf dem der menschliche Geist hätte ruhen, worauf er den heiligen Anker der Hoffnung hätte auswerfen können.

Das Haus der Freyherren von Wiernitz war vor Vielen unmittelbar in die Unruhen der Zeit

verwickelt. Seit mehr als hundert Jahren, seit die ersten Strahlen der Kirchenreformation nach Österreich gedrungen waren, dem neuen Glauben zugethan, standen sie wie eherne Säulen unter ihren Brüdern da, und rasches Hervortreten, kühnes Eingreifen, und weit aussehende Plane schienen ein unverlierbares Erbtheil dieses Geschlechtes zu seyn.

Als darauf ganz Deutschland vom wilden Kriege entzündet wurde, in Österreich ob- und unter der Enns das Feuer des Aufruhres brannte, fleißig von auswärtigen Feinden genähret, stand Wiernitz mit den Jörgern, mit Thonradl und Tschernembl, an der Spitze der Mißvergnügten, und mit ihnen war er in des Kaisers Gemach gedrungen, ihn zur Unterschrift der ständischen Forderungen zu zwingen. Die Trompeten des Dampierr'schen Regiments schreckten die Rebellen auseinander, Mannsfeld wurde geschlagen, die Schlacht auf dem weißen Berge zernichtete des Winterkönigs kurze Herrlichkeit, Ferdinand der Zweyte befestigte sich und den väterlichen Glauben in seinen wiederberuhigten Staaten, viele mißvergnügte Protestanten wanderten aus, die übrigen wurden mit starker Hand niedergehalten. Gustav Adolph war seitdem gefallen, und obwohl die Schwedischen Heere unter Banner und Torstensohn noch Deutschland verwüsteten, so

war doch in Öſterreich der Geiſt der Uneinigkeit und des Aufruhrs verloſchen und vergluͤmmt.

Wiernitz ſah ſein und ſeines Hauſes Schickſal in dem ſeiner Glaubensgenoſſen. Kinderlos und um ſeine ſtolzeſten Hoffnungen betrogen, legte er ſich mit tief zerriſſenem Herzen hin und ſtarb.

Das Alles, und ihre eigene Lage ging vor dem Geiſte ſeiner Witwe voruͤber, wie ſie jetzt in der Daͤmmerung des truͤben Winterabends ihrer duͤſtern Vergangenheit, ihrer wenig erfreulichen Lage, ohne Schutz, ohne vermoͤgende Freunde, in einem Lande nachſann, wo der Fuͤrſt ihrem Hauſe ungeneigt, die Mehrzahl der Bewohner ihr um des verſchiedenen Glaubens willen abhold, und der an den Graͤnzen wuͤthende Krieg jeden Augenblick bereit war, ſich uͤber die kaum beruhigten Gegenden zu waͤlzen.

Auch in Mathildens Herzen bewegten ſich Gedanken von anderer aber nicht minder truͤben Art. Auch ſie hatte unter den Stuͤrmen des Krieges unausſprechlich gelitten, und wenn ihre Tante den verloͤſchenden Glanz ihres Hauſes und ihre mißliche Lage unter feindſeligen Umgebungen betrauerte, ſo hatte Mathilde die gaͤnzliche Vernichtung des ihrigen und ihre Verlaſſenheit in der fremden Welt zu beweinen. Der Vater und zwey

Brüder waren im Kampfe für Glauben und Vaterland unter den Fahnen ihres rechtmäßigen Herrn, Kaisers Ferdinand des Zweyten, gefallen, und die Mutter hatten Schmerz und die Schrecken des Krieges, der sich bald nach Jener Tode in ihre Gegend zog, ins Grab gebracht. Mathilde fand sich im achtzehnten Jahre allein auf der Welt, ohne Verwandte, ohne irgend eine Zuflucht, als eine entfernte Tante, eben jene Frau von Wiernitz, die, zwar einem andern Glauben zugethan, doch durch ihre übrigen Verhältnisse sich allein zur Schützerinn der verlassenen Waise eignete. Auch hatte die Mutter auf dem Todbette ihr ihre Tochter empfehlen lassen, und Frau von Wiernitz, selbst kinderlos und einsam mit dem alternden Gemahle lebend, zeigte sich willig, die schutzlose Verwandte an Kindesstatt anzunehmen.

So kam Mathilde in dieß Haus, aber schon der erste Eintritt in dasselbe schien ihr nicht viel Erheiterung zu versprechen. Durch einen düstern Föhrenwald ging an einem trüben Herbsttage der lange Weg, und nur ganz nahe vor dem Schlosse selbst sah sie die baufälligen Thürme aus den Bäumen hervorragen. Jetzt stand das Gebäude vor ihr, finstere traurige Mauern, Überreste einer alten besseren Zeit, hier und dort verfallen,

mit ungeheuren Pfeilern an der Außenseite, und ringsherum von einem trüben grünbewachsenen Wassergraben umflossen. Das Thor öffnete sich ächzend, und über die halb morsche Zugbrücke gelangte Mathilde in den unerfreulichen Hof, wo hohe Nußbäume, jetzt halb entblättert, die stille Düsterheit mehrten, und das abgefallene Laub zu ihren Füßen, mit dem verfallenen Gebäude vereint, ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit darstellte.

Das Innere des Schlosses, die Lebensweise in demselben entsprach dem äußeren Anblick. Eine strenge Ordnung herrschte hier, nie von einer geselligen Freude oder freundlichen Mittheilung unterbrochen. Niemand kam, das Ehepaar zu besuchen; nie verließ dieses, als in dringenden Geschäften, den Umkreis seines kleinen Gebiethes. Ein düsterer Sinn vereinzelte die Bewohner desselben unter sich, und seltsame Gerüchte von einem unheimlichen, nicht recht geheuern Wesen auf dem Schlosse hielten die Nachbarn zurück. Bald darauf wurde der Oheim krank und starb, und für Mathilden erneuerten sich die traurigen Scenen, die ihr Alles, was sie kürzlich gelitten, wieder in die Seele zurückriefen.

Aber es waren nicht diese Verhältnisse allein,

die jetzt Mathildens Geist beschäftigten; noch ein tieferes Gefühl, eine wehmüthigere Erinnerung lag im Grunde ihrer Seele. Der Lauf des Krieges hatte eine Schwedische Truppe auf den abgelegenen Landsitz ihrer Mutter geführt. General Liljenholm commandirte sie, und unter den Offizieren, die ihn begleiteten, zeichnete sich ein Hauptmann, den man den Sohn des Commandirenden nannte, nicht bloß durch eine einnehmende Gestalt, sondern noch mehr durch ein höchst edles Betragen aus. Er ward bald der Schutzengel der ganzen Gegend, die in ihren Bedrängnissen sich an ihn wendete. Dieß machte ihn Mathilden und ihrer Mutter werth, und ein finsterer Tiefsinn, der ihn stets begleitete und ihn von den lauten Freuden seiner Kameraden schied, gab ihm in Mathildens Augen einen besonderen Reiz. Auch glaubte sie wohl zu bemerken, daß der Schwede nicht ganz gleichgültig gegen sie geblieben war, und es freute sie, daß der trefflichste junge Mann, den sie hatte kennen lernen, sie mit lebhafteren Gefühlen auszeichnete. So begegnete sie ihm mit freundlicher Achtung und Offenherzigkeit; aber Liljenholm wurde ernster als zuvor, und in einer Stunde, wo er in sichtbarem Kampfe seines Innern an ihrer Seite gesessen hatte, und sie ihn freundlich beym Nahmen nennend

aus seinen Träumen zu wecken suchte, fuhr er plötzlich empor und sagte: Ich heiße nicht Liljenholm, und bin kein Sohn des Generals. Er ist mein Pflegevater — ich aber bin nichts als der Sohn eines Bauers und heiße Biörn.

Mathilde erstaunte, aber mehr über die seltsame Art dieses ungeforderten Geständnisses, als über die Sache selbst, und hatte bald das Ganze vergessen. So nicht der junge Mann. Er zog sich von diesem Augenblicke an von ihr merkbar zurück, und schien jedes wärmere Gefühl, jede Annäherung mit Macht zu bekämpfen. Mathilde, die sich den Beweggrund dieses Benehmens nicht ganz erklären konnte, wurde ebenfalls zurückhaltender. Sie sahen sich nur selten, aber sie sahen sich doch, und je künstlicher Beyder Betragen war, je mehr raubte es ihnen an ihrer Unbefangenheit und inneren Ruhe.

Von seinen Gefährten hatte Mathilde unter[illegible] Manches über Liljenholm oder Biörn erfahren. Er stammte von einer Bauern-Familie ab, die seit vielen Geschlechtsaltern den Ruf der Redlichkeit, so wie den geerbten Glauben der Vorältern treu bewahrt, und sich stets durch einen eigenen Geist von ihren Nachbarn unterschieden hatte. Nichts hatte sie vermögen können, als schon ganz Schweden sich zur neuen Lehre bekannte, diesem Beyspiele zu

folgen, und diese Festigkeit, statt ihr Verfolgung zuzuziehen, schien die Achtung zu vermehren, in der sie stand. Als jetzt des kleinen Rudolphs (so hieß der Offizier) Ältern gestorben waren, nahm der Besitzer des Rittergutes, General Lilsenholm, den verwaiseten Knaben zu sich, und, was er zuerst aus Menschenliebe zu thun gedachte, ward bald Bedürfniß seines Herzens. Er gewann den Jüngling lieb, der sich mit jedem Tage edler entwickelte, und selbst ohne männliche Erben, sann er darauf, ihn an Sohnes Statt anzunehmen, ihm die einzige Tochter, ein holdes Geschöpf und bis jetzt Rudolphs liebe Gespielinn, zu vermählen, und von seinem Könige Gustav Adolph zu erwirken, daß sein Nahme, Stand, und Reichthum auf den fremden eingepfropften Zweig übergehe, das alles nur mit der einzigen Bedingung, daß Biörn den Glauben und Nahmen seiner Vorältern mit dem seines Pflegevaters und seiner Braut vertausche.

Hierzu war nun aber der Jüngling auf keine Art zu bewegen, und er blieb fest entschlossen, lieber allen Wohlthaten seines Pflegevaters, als seinem Glauben, und dem Nahmen seiner Vorältern, den er mit Stolz trug, ob sie gleich nur arme Bauersleute gewesen waren, zu entsagen. Beynahe ließ es der General im Zorne über den Trotz des Jüng-

lings hierzu kommen; aber als er nahe daran war, den Entschluß zu fassen, fühlte er, daß er den Pflegesohn, an den sein Herz sich gewöhnt hatte, nicht entbehren konnte, und so blieb Biörn vor der Hand bey seinem Wohlthäter, und strebte nun mit regem Eifer darnach, ihm durch verdoppelte Anhänglichkeit seine Liebe zu beweisen, und den versagten Wunsch zu vergüten. In dieser Absicht überwand er sich auch, den General in's Feld zu begleiten, und mit ihm nach Deutschland zu ziehn, so wehe es ihm that, seiner heiligsten Überzeugung zuwider sich den Fahnen des Kaisers entgegen zu stellen, der für den Glauben focht, welchem Biörn mit warmem Gefühle zugethan war. Aber dieser Krieg, der einst für den Glauben angefangen, und unter dieser heiligen Ägide ungeheure Fortschritte gemacht hatte, hatte seinen Charakter zum Theil längst verloren, und war ein Eroberungskrieg geworden, und endlich zog eine tiefe geheime Sehnsucht den jungen Krieger nach Deutschland, und spiegelte ihm in den milden Fluren der südlichen Theile desselben ein unbekanntes Glück vor, das ihm seine jetzige zwangvolle Lage nicht gewährte.

Das Alles erfuhr Mathilde nach und nach, und es diente nicht dazu, ihrer Seele mehr Ruhe, und ihrem Betragen gegen den Schwedischen Offizier

mehr Unbefangenheit zu geben. Mitten unter diesen Bewegungen der jugendlichen Herzen schlug plötzlich und unerwartet die Stunde des Abschieds. Mathilde, selbst im Innersten erschüttert, sah den verehrten Freund bey dieser Nachricht erbleichen, und der Drang und Schmerz der nahen Trennung zerriß gewaltsam die Fesseln strenger Zurückhaltung. Sie verriethen, sie gestanden sich wechselseitig ihre Liebe, und bey der gänzlichen Unmöglichkeit, sich je zu besitzen, bey der höchsten Unwahrscheinlichkeit, sich auch nur wieder zu sehen, gelobte Liljenholm, wie ihn Alles nannte, der Geliebten, daß er ihr nach seinem Tode, den er mit Zuversicht und Ruhe in der nächsten Schlacht erwarte, erscheinen, und sie auch dort noch seiner unwandelbaren Liebe versichern werde.

In der trüben Abendstunde, wo sie zu den Füßen ihrer Tante nachdenkend saß, schwebten nun vor ihrem Geiste das Andenken an die verstorbene Mutter, die Betrachtung ihrer unfreundlichen Lage und das Bild des Jünglings, der ihr so edel erschienen war, und den sie auf dieser Welt nie wieder zu sehen hoffen durfte. Indessen war der letzte Schimmer der Dämmerung erloschen, und die Nacht, von den Frauen unbemerkt, völlig ein-

getreten, als plötzlich ein Schlag und ein Geraſſel, wie von Waffen, ſie aus ihren Träumen weckte.

Was war das? rief Frau von Wiernitz mit großer Beſtürzung.

Das war im Vorſaal, entgegnete Mathilde ruhig: Es muß etwas gefallen ſeyn.

Iſt heute nicht der Thomas-Abend? fragte die Tante mit bebender Stimme.

Ich glaube, ja. Warum?

Laß uns ſehen, was es iſt! erwiederte Frau von Wiernitz, als ſie ſich gefaßt hatte. Sie ſchellte, die Zofen kamen, man brachte Licht und ging in den Saal. Da lag die Rüſtung jenes Maximilian von Wiernitz, den die Familie als ihren eigentlichen Stifter verehrte, von dem Geſimſe, auf dem ſie zierlich und trophäenartig aufgeſtellt geweſen war, herabgeſtürzt — mitten im Saale. Der Harniſch war zertrümmert, das Schwert zerbrochen, der Schild mit dem Wappen zerſpalten. Erſchüttert und bebend hielt die Freyinn die Stücke in ihrer Hand. Auch das noch! ſagte ſie nach einer Pauſe: Und wieder an dieſem Tage! Wann endlich wird der unſelige Geiſt von hier weichen? Es iſt ja aus mit unſerm Geſchlechte!

Alles ſtand ſchweigend und bang um ſie bey dieſen Worten, ſie aber hieß die Trümmer der

Waffen sorgfältig auf einen Tisch zusammen legen, und ging gedankenvoll in ihr Zimmer zurück.

Mathilde folgte, ergriffen von dem, was sie gesehen und gehört hatte, und grauenhaft gestimmt. Die Zofe setzte die Lichter hin; das schwarzbehangene Trauerzimmer ward nur sparsam davon erleuchtet. Frau von Wiernitz ließ sich, noch immer finster und in sich versunken, auf das Sopha nieder, und Mathilde wagte es nicht, so bald das finstere Schweigen zu brechen.

Endlich nach einer Weile begann sie: Verzeiht, gnädige Tante, wenn ich Euren Tiefsinn durch meine Fragen störe; aber darf ich Euch wohl um Aufschlüsse über Alles das bitten, was so eben geschehn, und was ich von Euch gehört habe? —

Die Freyinn richtete sich auf, und sah Mathilden starr an: Fragst du aus kindischer Neugierde?

Mathilde erröthete: Ihr könntet mir's nicht verargen, wenn auch nur bloße Neugierde mich jetzt antriebe, den Grund dessen zu erfahren, was schauerlich und geheimnißvoll vor meinen Augen vorgegangen ist. Ich darf mich aber doch wohl als Eure Verwandte, und somit als einen Theil dieses Hauses betrachten, in dem —

Das thue nicht, Mathilde, — das nicht! fiel die Tante ihr rasch ins Wort: Du möchtest

bereuen. Es ist kein glückliches Haus, in das du gekommen bist!

Ihr macht mich nur begieriger, gnädige Frau, zu erfahren —

So sey es denn, erwiederte diese nach einigem Besinnen — obwohl es nicht angenehm, und vielleicht nicht gerathen ist, von solchen Dingen in einer Stunde, wie diese, zu sprechen, wo das versunkene Reich des Todes sich wieder zu öffnen scheint, um bey zurückkehrender Jahreszeit eine alte Schuld einzufordern, oder über lange Beweintes von Neuem zu klagen! Aber was eben geschehen ist, führt dich ohnedieß gewaltsam in jene unbegreiflichen Ereignisse ein, und was sich jährlich einmahl grauenhaft wiederhohlt, kann dir unmöglich verborgen bleiben. Höre also die Geschichte unseres Hauses, so wie ich sie von meinem verstorbenen Gemahle gehört, der sie seiner Seits theils aus einer alten Chronik, die er vor langen Jahren in einem unserer Klöster gefunden, theils aus Sagen und Überlieferungen geschöpft hat!

Das Haus der Herren von Wiernitz blüht bereits in rühmlichem Wirken durch mehr als fünfhundert Jahre. Wie alle Geschlechter, wie alle Bewohner dieser Länder, war es, ehe das besse-

re Licht erneuerter Lehre die Welt zu erleuchten kam, dem römisch-katholischen Glauben zugethan, und seinem Fürsten blind und rücksichtslos ergeben. Aber es kamen nach und nach andere Zeiten, die Menschen fingen an, über das, was sie bisher ohne Untersuchung geglaubt und geübt hatten, nachzudenken, und du wirst ohne Zweifel den Nahmen des edlen Huß kennen, den Verfolgungsgeist und Treubruch den Flammen opferte. Zu der Zeit, als seine besseren Einsichten in Böhmen die Oberhand zu gewinnen anfingen, lebten in unserm Hause zwey Brüder, Rudolph und Max. Jener, der ältere, wohnte mit seiner Frau hier auf dem Stammschlosse; der jüngere trieb sich mit frischem Lebensmuthe am glänzenden Hofe Kaiser Siegmunds zu Prag herum, und suchte dort jene Ehre und Auszeichnung, welche das stille väterliche Schloß und seine abhängige Lage ihm nie gewährt haben würden. In Prag nun und in den raschen Bewegungen jener Zeit fielen die Funken einer besseren Einsicht in sein Gemüth und fanden willige Aufnahme. Bald erschien der junge Freyherr von Wiernitz, alle Lockungen des Hofes, alle Drohungen des Kaisers verachtend, mitten unter den Schaaren der Taboriten, bereit, sein Leben für seine Überzeugung zu opfern, u

zeichnete sich vor Vielen ihrer Führer durch Kriegskunst, wie durch Eifer und Entschlossenheit aus. Er soll ein Liebling des großen Ziska, und oft der Leiter des blinden Helden gewesen seyn. Rudolph von Wiernitz, entsetzt durch die Nachricht von der Sinnesänderung seines Bruders, ließ ihn zuerst durch Freunde warnen und beschwören, reisete endlich selbst nach Böhmen, und wagte sich mit Lebensgefahr unter die Schaaren der erhitzten Taboriten, um, wie er glaubte, seinen Bruder aus einer Verbindung zu retten, die dem Heile seiner Seele gefährlich war. Aber er fand ihn unerschütterlich, und seine Unterredungen dienten nur dazu, in Max einen unauslöschlichen Haß gegen den Bruder zu entflammen, und ihm sein Vaterland und den verlassenen Glauben von nun an zum Ziele seines feindlichsten Strebens zu machen.

Bald fiel er unter Ziska's Anführung verheerend in Österreich ein, wo Herzog Albrecht sein Volk durch ein Landaufgeboth *) gegen die Schaaren der Schrecklichen bewaffnet hatte, und wirk-

*) Unter Herzog Albrechs Regierung findet sich die erste Spur einer ordentlichen Errichtung der Landwehr in Österreich. S. Geschichte der Landwehr von dem regulirten Chorherrn Franz Kurz.

lich zum ersten Mahle zeigte, daß es möglich sey, die Hussiten wo nicht zu besiegen doch zu schlagen. Rudolph war dem Aufgebothe seines Lehnsherrn gefolgt, und mit seinen Mannen im Felde erschienen, aber, wie unsere Chronik sagt, nicht muthig und kampflustig, wie er sonst zu Felde zog, sondern ungstückahnend und finster; denn er fürchtete, dem Bruder in der Schlacht zu begegnen, und so konnte er kaum seinen Kummer verbergen, als ihn seine junge Frau, die er zärtlich liebte, beym Abschied waffnete, und ihm noch einmahl ihr zweyjähriges Söhnlein, die erste und einzige Frucht ihrer Liebe, zum Segnen darbrachte.

Eine Weile ersparte ihm die Vorsicht das Schrecklichste, vor welchem er zitterte. Aber die Schaaren der Kelchner waren, oft verjagt, immer wieder gekommen, um sich von unsern reichen Fluren Beute und Vorrath zu hohlen, und so drangen sie denn einmahl nach Ziska's Tode unter Procopius bis an die Donau vor, während Procopek mit einem andern Heerhaufen in Ungarn einfiel.

Max von Wiernitz war unter der ersten Abtheilung der Hussiten, und es schien, als habe er es darauf angelegt, den Krieg in die Gegend seiner Geburt zu spielen, und seinen Bruder mit den Waffen in der Hand aufzusuchen. Der Herzog ord-

mete einen Theil seiner Leute dahin ab, und Rudolph mußte, nicht ohne geheimes Grauen, den Befehl über sie annehmen, weil Albrecht seiner Treue, seinem Muthe und seiner Bekanntschaft mit der Gegend am meisten vertraute.

Unweit von hier kam es zum Treffen, das von beyden Seiten mit aller Wuth und Grausamkeit geführt wurde, welche die Kriege jener Zeit bezeichneten. Das Schloß ging in Flammen auf; Rudolphs Gattinn und alle Bewohner desselben fanden in den Gluthen oder unter den Säbeln der Hussiten ihren Tod. Rudolph selbst kam in der Schlacht um. Zwar, heißt es, sey seine Leiche nicht gefunden worden, aber sein Bruder besaß dessen Schwert und Helmzierde als Kriegsbeute. Die Österreicher rächten wüthend den Tod des geliebten Herrn. Sie trieben Max von Wiernitz mit seinem Haufen zurück. Indessen machte auch der Erzherzog siegreiche Fortschritte, Procupek wurde durch die Banderien des Adels in Ungarn geschlagen, die Taboriten zogen sich nach Mähren, und fielen von dem an nie mehr in Österreich ein.

Das war das Ende des Hussitenkrieges in diesem Lande, und zugleich das Ende der ältern Linie unsers Hauses. Als die Stürme ausgetobt hatten, Kaiser Sigmund und Albrecht von Österreich, sein

Nachfolger, gestorben, und die Blüthe des jungen Ladislaus schnell gewelkt war, da erschien endlich Herr Max von Wiernitz vor Kaiser Friedrich des Vierten Throne, sein Recht an dem Erbe des längst verstorbenen Bruders geltend zu machen. Der Kaiser wollte gern vergessen und vergeben, Max entsagte den äußerlichen Übungen der Taboriten, und Schloß Wiernitz mit allen seinen Besitzungen wurde ihm rechtskräftig überantwortet. Zwar lief bald, nachdem das Schloß abgebrannt war, in der Gegend das Gerücht, ein treuer Knecht habe das zweyjährige Söhnlein des Herrn Rudolph gerettet und sey mit ihm entflohn, aber entweder ging er bald darauf durch die Hände der Hussiten, oder auf eine andere Art zu Grunde, oder die ganze Sage war Erdichtung; denn man hat in zweyhundert Jahren nie mehr etwas von seinen Schicksalen gehört. Max bewohnte also das Schloß, das er mit Eifer und Liebe aus den Trümmern wieder aufbaute; aber es schien, als ob ein feindseliges Geschick von nun an unsern Stamm verfolge. Max ward seines Lebens nicht froh, eine innere Unruhe trieb ihn umher, lange ward ihm das Glück versagt, sein Haus in Kindern fortblühen zu sehen, und die Geburt des ersten und einzigen Sohnes kostete der Mutter das Leben. Seitdem, durch

zweyhundert Jahre, ruhete die Hoffnung desselben nie auf mehr als Einem Erben zugleich, bis es mit meinem Gemahle ausstarb. Der höhere Geist, der diesen Max, unsern eigentlichen Ahnherrn, beseelt hatte, erbte auf seine Nachkommen fort; es war ihnen unmöglich, sich zahm und geduldig in alte Formen zu fügen, bloß weil sie alt waren. Mit Freuden nahmen sie daher das Licht der neuen Lehre an, als es zuerst nach Österreich kam, muthig widersetzten sie sich den Anmaßungen der Übermacht, und suchten die alten Rechte und Freyheiten ihres Standes für sich und ihres Gleichen gegen Eingriffe zu schützen. So kamen sie in unaufhörlichen Streit mit Nachbarn und Unterthanen, endlich mit der Geistlichkeit und ihrem Landesherrn, und so weit, Mathilde, war das Mißgeschick unsers Hauses wohl begreiflich. Aber es fehlte auch an innerem Frieden, an ruhigem Genusse des ererbten Besitzes, der von Geschlecht zu Geschlecht sich minderte. Mißverständnisse, Familienzwiste, uneinige, meist kinderlose Ehen bezeichneten unser unglückliches Haus, und jene düstren Ereignisse, welche jedes Jahr am gleichen Tage wiederkehren, scheinen auf ein unversöhntes Verbrechen hinzudeuten, dessen unausgetilgter Keim

alle Freuden und alles Glück unſers Hauſes vergiftet.

„Und was ſind denn dieß für Ereigniſſe?“ fragte Mathilde nicht ohne Bangigkeit.

Es ſind jetzt ſieben und zwanzig Jahre, ſeit ich dieß Schloß bewohne, und kein Thomasabend iſt vergangen, an dem nicht irgend ein ſchauerliches oder furchtbares Zeichen uns dieſen Tag merkwürdig gemacht und auf Gräuel hingewieſen hätte, die man ſich mußte erlaubt haben, und die zweyhundert Jahre und längſt bemooste Gräber nicht vor dem Blicke der ſchauernden Nachwelt verbergen konnten. Zuweilen ließen wehmüthig klagende Töne ſich wie aus freyer Luft mitten im Zimmer hören, zuweilen erhellte plötzlich ein lichter Schein die Gegend, als ſtünde das Schloß jetzt wieder in Flammen, daß Alles entſetzt an die Fenſter und vor die Thore lief; wohl auch ertönte manchmahl von jener Seite des Waldes her — ſie wies mit den Fingern hin — Geächze und Gewimmer wie von Verwundeten oder Sterbenden —

Jeſus, Maria, Joſeph! ſchrie Mathilde, und ſie und die Tante fuhren von ihren Sitzen empor; denn ein gellender Ton, der auf einmahl die Stille unterbrach, ſchwirrte noch in der erſchüttert Luft. Es ward wieder ruhig, und nach und n

faßten sich Beyde so weit, daß sie es vermochten umher zu sehn, was wohl die Veranlassung ihres Schreckens gewesen sey. Da sah Mathilde mit Entsetzen mehrere Saiten ihrer Laute wie auf einmahl durch Geisterhand gesprengt. Und diese Laute! — Liljenholm hatte oft darauf gespielt, er hatte diese Saiten kurz vor seinem Abschied selbst aufgezogen! Eine düstere Ahnung ergriff sie, sein Versprechen fiel ihr ein, sie fühlte sich beklommen, geängstet. Auch der Tante ward es immer unheimlicher, sie schellte und ließ den Pfarrer herüber bitten. Sie glaubte sich in männlicher, in priesterlicher Gesellschaft sicherer vor den Einwirkungen der unsichtbaren Mächte. Doch verboth sie der Nichte streng, von Allem, was vorgegangen war, und was sie selbst erzählt hatte, weder gegen den Geistlichen, noch gegen Jemand im Hause etwas laut werden zu lassen. Die Gerüchte von den Spuckgeschichten, und wie wenig es auf dem Schlosse geheuer sey, liefen zum großen Ärgerniße der Frau von Wiernitz ohnedieß stark in der Gegend umher, und sie that ihrer Seits alles Mögliche, den Leuten diese Vorstellungen als Aberglauben und Vorurtheil zu benehmen, obgleich sie selbst sich nicht erwehren konnte, in Stunden der Erschütterung,

wie die gegenwärtige war, festiglich daran zu glauben.

Mathilde hatte seit dem Klange der gesprungenen Saiten ihre eigenen Gedanken. Sie vermischten sich mit den Erzählungen der Tante, und begleiteten sie auf ihr Zimmer, auf ihr Lager, wo sie nicht ohne Thränen um Liljenholm entschlief. Plötzlich sah sie sich im Traume in jene Schreckensnacht vom Untergange des Schlosses versetzt. Wilde Kriegerhaufen durchstreiften nach allen Richtungen den Wald, sprengten dort über die Fläche, oder kämpften hier wüthend durcheinander. Ein hoher Rittersmann mit dem Wappen des Wiernitzischen Hauses ritt mit grimmiger Geberde, wie suchend, allenthalben herum. Jetzt traf er auf einen andern, der ebenfalls einen solchen Schild am Arme trug. Der zweyte kämpfte tapfer, doch nur vertheidigungsweise. Der hohe Ritter ersah seinen Vortheil, er stieß dem andern das Schwert in die Brust, und dieser stürzte sterbend vom Pferde. In dem Augenblicke erhellte der Brand des Schlosses die Gegend, fliehende gräßliche Gestalten und Bilder wechselten vor Mathildens Blick. Jetzt schien es wieder still zu werden, sie sah den ermordeten Ritter am Boden liegen, ohne Waffen, ohne Helm. Mit Schrecken erkannte sie Liljenholms Zü-

ge, es war sein blaues Auge, nur gebrochen im Tode, das goldene Haar blutig am Boden zerstreut, und die tiefe Wunde in der starren Brust.

Sie erwachte durch einen Schrey, den der Schrecken ihr entriß, und ihr erster Gedanke war Liljenholm, und sein Versprechen, sich ihr nach dem Tode zu zeigen. Die gesprungenen Saiten fielen ihr ein. Sie hatte ihn gesehen, so lebhaft, so deutlich und sterbend mit zerrissenem Busen. Es war kein Zweifel, er war gefallen, und hatte sich ihr gezeigt. Die übrigen begleitenden Bilder des Traums waren sehr natürlich durch das Gespräch und die Erzählungen ihrer Tante entstanden. Diese Vorstellung wurde zur unauflöslichen Gewißheit, als wenige Tage nachher die Nachricht von einem Gefechte anlangte, in welchem die Schweden viel verloren, und besonders das Regiment, wo Liljenholm stand, stark gelitten hatte. Man erzählte, der General selbst sey geblieben und einer seiner liebsten Offiziere, der seine Leiche vertheidigen wollen, über dem Entseelten getödtet worden. Was blieb Mathilden übrig, als an ihr Unglück, und ihren Verlust zu glauben? Wer konnte der Offizier gewesen seyn, der die theuern Überreste mit seinem Leben zu bewahren gesucht hatte, wer anders, als der edle Jüngling, der dem Generale das

verdankte, was mehr ist als Daseyn, Erziehung und väterliche Liebe?

Still und traurig lebte sie an der Seite der Tante hin, deren Umgang und Wesen nicht darnach waren, ein gedrücktes Gemüth aufzurichten, und jener Traum und die Erzählungen der Tante von den früheren Schicksalen ihres Hauses waren die liebsten Gedanken ihrer vielen einsamen Stunden. Wunderbar verschmolz in ihrer Seele jener Rudolph von Wiernitz, dessen Schicksal ihr aus der, obgleich nicht günstigen Erzählung der Tante wichtig geworden war, mit dem verlornen Freunde, und es machte ihr eine wehmüthige Freude, wenn sie diese vermögen konnte, ihr irgend Etwas von jenem Ahnherrn zu erzählen.

So sprachen sie einst wieder bey der gemeinschaftlichen Arbeit an Rahmen von jenen Begebenheiten, die Wiernitz in die Asche gelegt, und den Stamm Rudolphs vertilgt hatten, und Mathilde erwähnte des seltsamen Traumes, den sie in der Nacht von dem Thomastag gehabt. Die Tante wurde aufmerksam, Mathilde sah, daß die Erzählung sie ergriff, und als sie zuletzt, doch ohne jener schmerzlichen Ähnlichkeit zu gedenken, mit einig Zügen das Bild des ermordeten Ritters, wie ihr im Traume erschienen, schilderte, rief die Ta

aus: Ach, das ist ja der unglückliche Rudolph! Rudolph? schrie Mathilde heftig erschüttert: Rudolph, sagt ihr? Ihr wißt also? „O es ist nur zu wahrscheinlich, daß er von Bruderhand gefallen, und jener Fluch, der unser Haus verfolgt, die Rache ungesöhnter Blutschuld ist!“ Mathilde schauderte, aber sie war froh, von der Tante nicht errathen zu seyn. Doch forschte sie nach, woher denn diese in jenen Zügen das Bild des Ahnherrn erkannt habe, und sie erfuhr nun, daß in dem verfallenen Theile des Schlosses, der der Sage nach den Brand überlebt habe, eine alte Kapelle sey, und in dieser ein Bild, das man nicht ohne Grund für das Bild eben dieses Rudolphs halte.

Das war für Mathilden eine Entdeckung von großem Werthe. Sie bath und beschwor nun ihre Tante, ihr diese Kapelle öffnen, und das Bild zeigen zu lassen. Aber hier predigte sie tauben Ohren. Frau von Wiernitz weigerte sich durchaus irgend eine Untersuchung in jenem durch das Gerücht und Geschwätz der Leute ohnedieß verrufenen Theile des Schlosses zuzugeben, um welchen, als den Rest der Wohnung jenes ältern Zweiges ihres Hauses, sich alle jene Sagen drehten, und so mußte die Nichte für den Augenblick der Hoffnung entsagen, vielleicht Entdeckungen zu machen, die ihrem Herzen Befriedigung und einen wehmüthigen Genuß versprachen.

Aber sie gab darum ihren Wunsch nicht auf. Es lebte ein alter Diener im Hause, dem unter dem Nahmen eines Schloßwärters die Aufsicht und Besorgung aller Baulichkeiten und kleinen Anordnungen übertragen war. Der alte Martin hatte folglich den Zutritt und die Schlüssel zu allen Gemächern im ganzen Schlosse. Dieses Mannes, eines alten redlichen Dieners Zuneigung hatte sich Mathilde durch kleine Gefälligkeiten zu erwerben gewußt, und er versprach ihr, sobald nächster Tage die gnädige Frau in Geschäften nach Wien gefahren seyn würde, sie in die Kapelle zu führen, doch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit; denn wenn es Frau von Wiernitz erführe, könnte es ihm den Dienst kosten.

Der Tag der Abreise kam, und der Alte hohlte Mathilden, sobald er sich sicher glaubte, ab. Sie gingen über lange düstere Gänge, Treppe auf, Treppe ab, durch das halb zerfallene Gebäude, wo Alles die Vergänglichkeit menschlicher Größe, und die Nichtigkeit unsers Seyns auf Erden predigte, und blieben vor einer großen, künstlich verschnitzten Thüre stehn. Der Alte zog aus dem rasselnden Schlüsselbunde einen verrosteten ungeheuern Schlüssel hervor, drehete und wendete ihn lange, und öffnete endlich. Moderduft und Eiskälte drangen

Mathilden aus dem verschlossenen Raume entgegen. Da hieß ihr Begleiter sie verziehn, ging voraus, stieß einen Laden in der Höhe auf, und ein dämmerndes Licht fiel durch bunte Scheiben in das Gewölbe. Mathilde trat über einige Stufen hinab, und sah sich in einer kleinen, aller Zierden beraubten Kirche ihres Glaubens. Das aus den morschen Rahmen flatternde Altarblatt, mit dem der Luftzug spielte, die zerfallenen Bethschemmel, der eingesunkene Altar, und der Zweck ihres Hierseyns, Alles erfüllte sie mit tiefer unaussprechlicher Wehmuth. Hier ist das Bild! sagte der Alte. Mathilde wandte sich. An der Mauer, dem Altar gegenüber, war eine Exvoto-Tafel befestiget, ein Denkmahl alter frommer Zeit. Hier knieete ein Ritter in völliger Rüstung einer Frau gegenüber. Zwischen ihnen lag ein kleines Kind auf der Erde. Der Ritter und die Frau schienen sich die Hände zu reichen, und oben in den Wolken schwebte die heilige Jungfrau. Staub und Moder, die auf dem Bilde lagen, machten es in der Dunkelheit der Kapelle beynahe unkenntlich. Mathilde brannte vor Begierde es genauer zu sehen, sie versuchte es los zu machen, und es gelang. Sie traten aus der Kapelle hinauf ins helle Licht, der Alte wischte den Staub von dem Gemählde, und Mathilde stieß

einen Schrey aus, als ihr auch hier wieder, in der Gestalt des knieenden Ritters, Biörns Züge entgegen lächelten. Nun sah sie aber auch, daß der Ritter und seine Frau sich nicht bey der Hand, sondern über dem Kinde einen Ring hielten, der, in der Mitte zerbrochen, jedem halb in den Fingern geblieben war. In einer Ecke war das Wiernitzische Wappen angebracht, und einige halbverlöschte Buchstaben ließen die Nahmen: Herr Rudolph der Wiernitzer und seine Ehewirthinn Adelheit, mehr errathen als lesen. Lange haftete Mathildens Auge auf dem Bilde, indeß ihr Begleiter ihr ein Mährchen von dem zerbrochenen Ringe erzählte, wie und bey welcher Gelegenheit die liebenden Gatten ihn getheilt, wie sie ihr, ihres Kindes und ihres Hauses Glück an das Daseyn des Rings gebunden geglaubt, und wie er dann auch in dem Brande zu Grunde gegangen, und seitdem dem Hause kein günstiger Stern mehr geleuchtet habe. Mathilde hörte nicht viel von dem Allen. Vor ihrem Geiste stand das Bild des Geliebten, und immer räthselhafter, immer ungewisser ward ihr sein Schicksal und der Glaube an sein Leben oder seinen Tod. Gern hätte sie das Gemählde mit sich in ihr Zimmer genommen, aber sie kannte es nicht

ohne Vorwissen des Schloßwärters, und diesen wollte sie eben so wenig zum Vertrauten eines verborgenen Schrittes, als sie ihre Tante um das Bild ansprechen mochte.

Seit diesem Tage aber dünkte ihr das alte wüste Schloß mit seinen finstern Umgebungen nicht mehr so fremd und unheimlich. Eine stille Zuneigung zog sie an die ehemahligen Besitzer desselben. Sie forschte emsig nach genaueren Nachrichten, besonders von dem unglücklichen Rudolph; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, denn alle Spuren älterer Zeit waren in dem Brande zu Grunde gegangen, und mit diesem Ereigniß alle Fäden abgerissen, die die Folgezeit an die Vergangenheit knüpften.

Indessen war der Winter vorgerückt, tiefer Schnee bedeckte die Gegend umher, lag in ungeheueren Lasten auf den morschen Mauern und Thürmen des Schlosses, und machte oft für mehrere Tage jeden Zusammenhang mit dem etwas entfernten Dorfe unmöglich. An der Seite ihrer Tante, die sich gern in ihren Kummer versenkte, und die Stimmung, die in ihr herrschte, um sich her zu verbreiten strebte, flossen Mathildens Tage trübe hin, und ihr eignes Gefühl war nicht darnach, um diesen Eindrücken zu widerstehen.

Auch sie begleiteten düstre Bilder, an die schmerzlich beweinte Vergangenheit schloß sich eine öde Gegenwart, und die Zukunft verhieß nichts Erfreulicheres. So ging Monath an Monath vorüber, und wie traurig auch diese Einförmigkeit war, Mathilde wünschte nichts anders; denn sie hatte nichts mehr zu hoffen auf der Welt. Ältern und Geschwister lagen im Grabe, und der einzige Freund, der ihr außer ihnen theuer gewesen, war entweder im Kampfe gefallen oder doch sonst für sie verloren.

Aber die Natur, die, ewig treu, allein dem Menschen Wort hält, wenn alles Andere ihn verläßt, die Natur übte endlich auch ihre stille Gewalt über Mathildens Herz. Der Frühling näherte sich, das Leben fing an sich zu regen, und das erste Erwachen der Bewegung in der erstorbenen, von Eis erstarrten Welt verkündigte sich im Geplätscher der Tropfen, die von dem geschmolzenen Schnee auf den hohen Dächern, im Sonnenglanz schimmernd und Farben spielend, nieder zur Erde fielen. Die Sonne blickte freundlich in die Zimmer hinein, das Herz öffnete sich dem milden Strahle, und eine Ahnung von der Möglichkeit eines besseren Zustandes drang mit dem goldenen Schimmer in dasselbe. Da brachten die Leute der Tante einen

Morgens die Nachricht: einer der alten Pfeiler des Schloſſes, den die Laſt des Schnees zu ſchwer gedrückt und das Thauwetter durchdrungen hatte, ſey eingeſtürzt, man müßte den Schutt wegräumen und ſchleunig nachſehen, damit nicht noch größerer Schaden erwachſe. Unmuthig über dieſe Störung gab Frau von Wiernitz die nöthigen Befehle, und ging ſelbſt mit Mathilden nachzuſehen. Der Schutt war weggeräumt, und an der Grundfeſte das Erdreich aufgegraben, um ſich von dem Zuſtande derſelben zu überzeugen, als man unvermuthet auf einen Gegenſtand ſtieß, der über alle Anweſenden Erſtaunen und Grauen verbreitete. Unfern der Grundfeſte, auf der der Pfeiler ſtand, lag ein Gerippe in der Erde, das mit beyden Armen ausgeſtreckt, und wie gekreutziget am Boden befeſtiget war. Alles drängte ſich herzu, dieſen ſeltſamen Fund zu betrachten, aber vor den Übrigen fühlte ſich Mathilde durch tiefes Mitleiden zu den Reſten des Unglücklichen gezogen. Im Haupte ſteckte ein Pfeil, in der Schulter ein zweyter; es ſchien ein junger hochgebildeter Mann geweſen zu ſeyn. Sie faßte den Pfeil an der Schulter an, er zerfiel in Staub, ſo wie der andere; und tief gerührt blickte ſie wieder auf die martervolle Stellung, in der der Bedauernswürdige

sein Leben unter tausend Qualen verhaucht haben mußte. Vielleicht hatte eine geliebte Braut vergebens seine Rückkehr aus dieser letzten Fehde erwartet, vielleicht waren eine treue Gattinn, und verlassene Kinder bey der Schreckensnachricht, auf welche Art der Gatte und Vater geendet hatte, ein Raub des Jammers geworden!

In diesen Träumen störte sie das Geräusch der herbeyeilenden Menge, die, von dem Gerüchte der wunderlichen Entdeckung gelockt, aus Schloß und Dorf herzu strömte, sich in Bemerkungen und Betrachtungen ergoß, und das, was sie vor Augen sah, geschäftig und sinnreich mit dem verband, was von der Unheimlichkeit, und den seltsamen Ereignissen im Schlosse ohnedieß in Jedermanns Munde war. Frau von Wiennitz, die der ganze Vorfall schon längst widerwärtig angeregt hatte, wurde nun durch diese Gespräche vollends erzürnt; sie befahl ihren Leuten, das Volk auseinander zu jagen, und die Gebeine sogleich wieder zu verscharren, wo man sie gefunden, damit den einfältigen und ärgerlichen Gesprächen ein Ende gemacht werde. Sie selbst aber wandte sich dem Schlosse zu, und befahl Mathilden, ihr zu folgen.

Ungern trennte sich diese von den Resten, die

ihr lieb geworden waren, und noch unwilliger hörte sie den Befehl der Tante. So sollte dieser Unglückliche, dem ein so entsetzliches Loos zu Theil geworden war, auch jetzt nach Jahrhunderten, da ein Zufall den Nachkommen sein Grab und die an ihm ausgeübten Gräuel entdeckt hatte, noch einmahl mißhandelt, und der Ruhestätte in geweihter Erde beraubt werden! Das schien ihr grausam, frevelhaft. Sie faßte ein Herz, sie folgte der Tante nach, und durch Bitten und Flehen, am meisten aber durch die Vorstellung, daß das rechtmäßige Begräbniß des Unglücklichen vielleicht seinem Schatten, und somit dem Schlosse und der Gegend die längst gewünschte Ruhe gewähren könne, (denn er möge nun Hussite oder Katholik, Böhme oder Österreicher gewesen seyn, so war er ein Christ) erwirkte sie endlich die Erlaubniß, den Pastor rufen zu lassen und mit ihm wegen der Beerdigung zu sprechen.

Die Anstalten wurden getroffen, Mathilde, die nun einmahl in lebhafteren Antheil für den Unglücklichen aufgeregt war, war überall selbst dabey, und ließ in ihrer Gegenwart die Gebeine aus der Erde nehmen. Aber indem man sie unter frommen Gesang und Bethen erhob, sah sie etwas am Boden schimmern. Sie bückte sich darnach. Es

war ein goldner, mitten auseinander gebrochener Ring an einem Stück durch Zeit und Feuchtigkeit verwitterter Kette befestiget. Staunend und bestürzt hielt sie den zerbrochenen Reif in der Hand, das Votivbild in der Kapelle fiel ihr ein, und halb mit Schauer, halb mit Freude und Wehmuth ward es ihr gewiß, daß die zerfallenden Gebeine, welchen sie bemüht war die letzte Ehre zu erweisen, unzweifelhaft die Überreste jenes unglücklichen Rudolphs von Wiernitz waren. Von diesem Augenblicke an waren sie ihr noch theurer, als vordem. Mit Andacht und Wehmuth wohnte sie der ganzen Feyerlichkeit bey, und das Bild des grausam ermordeten Ritters, das mit einer geliebten Gestalt so viele Ähnlichkeit hatte, sein entsetzliches Schicksal, der Jammer seiner Gemahlinn, wenn sie vielleicht Zeuginn von dem Martertod ihres Gatten hatte seyn müssen, begleiteten und beschäftigten sie den ganzen Tag. Von ihrem Funde sagte sie der Tante nichts, und verwahrte die theure Reliquie mit sorglicher Treue. So kam der Abend, und die Nacht. Mathilde verschloß wie immer die Thüre ihres Zimmers, bethete brünstig für alle lieben Entschlafenen, unter welche sie nun auch Ritter Rudolph von Wiernitz zählte und schlief ruhig ein. Sie glaubte zu erwachen vom

Schlage der Mitternacht an der Thurmuhr des Schloſſes. Ihre Thüre ging auf, das Gerippe, welches ſie heut hatte beſtatten helfen, trat in's Zimmer, und, wie ſie zitternd ein Kreuz um's andre ſchlug, vor ihr Bette. Fürchte dich nicht! ſprach eine Stimme, die Mathildens zagende Seele ſanft berührte: Ich bin kein verworfener Geiſt; das heilige Zeichen, welches deine Hand macht, iſt auch mir das Panier der Erlöſung und des Siegs. Ich komme dir zu danken. Du haſt mich begraben, du haſt meinen ſterblichen Reſten die Wohlthat einer geheiligten Ruheſtätte angedeihen laſſen, ich will dir meine Dankbarkeit beweiſen. Komm' in die Waldkapelle! Dort erwarte ich dich.

Bey dieſen Worten ſchien es Mathilden, als wäre die Erſcheinung verſchwunden, ſie aber kleidete ſich an und verließ muthig ihr Zimmer. Wie ſie auf die Treppe kam, begegnete ihr der alte Schloßwärter. Wohin, edles Fräulein, ſo ſpät in der Nacht? Mathilde erzählte ihr Geſicht. Der Alte ſchüttelte das Haupt: „Und ihr wollt gehn, und ſo allein?“ Sie bejahte. „Nein, Fräulein, das gibt der alte Martin nicht zu.“ Und ſomit begleitete er ſie. Sie gingen durch den Forſt einen langen mühſamen Weg. Endlich kamen ſie an die Stelle. Da ſtand ein Kirchlein vor ihnen,

einsam und verlassen, die Pforte war offen, sie traten hinein, und Rudolph von Wirnitz, nicht mehr als grausendes Gerippe, sondern blühend in jugendlicher Schönheit mit den theuren Zügen, die Mathilden so wohl bekannt waren, kam freundlich auf sie zu, und führte sie bis in die Mitte der Kirche. Hier, sprach er, und wies auf einen Grabstein von rothem Marmor, auf welchem ein frommer Mönch in bethender Stellung gegraben war: Hier öffne, und was du findest, wird meinem Geiste die Ruhe, dieser Gegend den Frieden, und dir den Lohn deiner Güte geben! Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt in Schimmer. Mathilde erwachte. Sie richtete sich auf. Es war still und einsam um sie her. Der Mond schien hell ins Fenster und nicht ohne Schrecken sah sie die Kammerthüre offen, welche sie am Abend geschlossen zu haben sich wohl erinnerte. Jetzt schlug die Thurmuhr Eins. Ein Grauen überlief sie — sie wußte nicht, ob sie gewacht oder geträumt habe, und so zwischen Furcht und stiller Freude über die Befriedigung des verehrten Schattens, zwischen wehmüthiger Erinnerung an den verlornen Freund und dem Grauen vor allen den unheimlichen Umgebungen hielt der aufgeregte Geist

ſie wach, bis ſpät gegen den Morgen ein kurzer Schlummer die unruhige Natur in ihr beſänftigte.

Sie erwachte heiter; aber der Traum, oder das Geſicht der Nacht war ihr erſter Gedanke, und der Entſchluß, das Kirchlein zu ſuchen, ihr erſtes Beginnen. Sie kleidete ſich an und verließ ihr Zimmer. So wie ſie auf den Vorplatz an der Treppe trat, ſtand Martin, guten Morgen wünſchend, vor ihr. Sie trat befremdet zurück. Schon ſo früh auf, gnädiges Fräulein? ſagte er. „Ich will ſpazieren gehen, der Morgen iſt heiter.“ Aber kalt, edles Fräulein! Wir haben einen tüchtigen Reif gehabt. Thut nichts, erwiederte Mathilde, ich möchte gern einmahl in die Waldkapelle. Waldkapelle? wiederhohlte der Alte wundernd: Hier iſt keine Waldkapelle. Doch, doch! verſetzte Mathilde: Oſtwärts vom Schloſſe gegen Wolkersdorf zu. „Ja, meint ihr das alte Gemäuer? Das kenne ich wohl. Es ſoll einmahl vor uralter Zeit eine katholiſche Kirche da geſtanden haben; jetzt ſind nur noch Trümmer davon übrig. Ich dachte nicht daran, und glaubte nicht, daß ihr darum wüßtet.“ Mathilden wurde immer ſeltſamer zu Muthe bey dieſem wunderbaren Zuſammentreffen. Martin führte ſie. Es war derſelbe Weg, den ſie aus ihrem Traume kannte, dieſelben Gruppen der Bäume, dasſelbe Wachhol-

dergebüsch, durch welches der mühsame Pfad ging. Endlich kamen sie auf einen kleinen freyen Platz. Hier ist es! sagte Martin, und wies auf einige zerfallene Mauern, welche zwischen Farrenkraut und Immergrün bemoost hervorblickten. Mathilde trat in den Umkreis der Trümmer. Jemehr sie sie betrachtete, je gewisser schien es ihr, daß diese Überreste einst jene Kapelle ausgemacht haben müßten, in der sie sich diese Nacht befunden, und, indem sie nicht weit von der Stelle, wo nach ihres Begleiters Ausspruch der Hochaltar gestanden hatte, den Boden von Tannennadeln und Gestripp ein wenig reinigte, glaubte sie deutlich den rothen Marmor des Grabsteins zu erblicken. Tief ergriffen und wunderbar bewegt, verließ sie endlich den geheimnißvollen Ort, und beschloß ihre Tante zu vermögen, daß sie den Schutt aufräumen, und nach dem ausdrücklichen Gebothe des Gesichts, das nun schon durch so manches Zusammentreffen bestätigt war, dasjenige suchen lassen sollte, was ihnen Allen Glück und Ruhe verhieß. Aber hiervon wollte Frau von Wiernitz nichts wissen. Treu ihrer herrschenden Ansicht, alle diese Erzählungen ins Reich der Träume zu verweisen, schlug sie Mathilden ihre dringende Bitte rund ab, und ein ausdrückliches scharfes Verboth mit Androhung augenblicklicher

Entfernung aus dem Schloſſe hielt ſowohl dieſe als den Schloßwärter von jedem Verſuche ab, den ſie vielleicht insgeheim gewagt haben würden.

Unterdeſſen war der Frühling vorgerückt. Die Kriegsoperationen in Böhmen fingen wieder an. Die Schwediſchen Heere unter Torſtenſohn machten reißende Fortſchritte; bald ſtanden ſie in Mähren und endlich drangen ſie ſogar nach Öſterreich vor. Mathilde hatte dieſes Unglück ihres Vaterlandes mit Angſt und Trauer wachſen und ſich nähern geſehen, aber äußern durfte ſie dieſe Gefühle nicht, wie ſie in ihrem Herzen lagen; denn im Hauſe der Frau von Wiernitz dachte man viel anders. Hier ſchienen Schwede und Proteſtant keine ſo feindlichen Begriffe zu ſeyn, und Alles, wovor man zitterte, waren die Schrecken und Verheerungen, wenn, wie es nach und nach den Anſchein gewann, das Kriegstheater ſich gegen die Donau, und alſo in die Gegend von Wiernitz ziehen ſollte.

Da wurde eines Morgens Mathilde zu ihrer Tante gerufen. Sie fand ſie mit jenem unglückdeutenden Geſichte, das bey jedem unerwarteten oder unangenehmen Vorfalle dem ganzen Hauſe Übels verkündete. Es ſind ſchlimme Nachrichten eingelaufen, mein Kind! hub ſie an: Die Schweden rücken gewaltig vor, ihre Vorpoſten ſtreifen bereits

bis Horn und Zwettl, der Kaiser rüstet sich, seine Hauptstadt zu vertheidigen, und dem Erzherzog Leopold Wilhelm ist das Commando aufgetragen.

Dafür sey Gott gedankt! rief Mathilde, und wollte noch mehr sagen; aber ein strenger Blick der Tante machte sie verstummen: Schweig mit deinen thörichten Hoffnungen! Je hartnäckiger der Widerstand, je länger und blutiger der Kampf. Ausrichten werden die Kaiserlichen doch nichts gegen die Schweden; so haben wir die Qual nur länger zu tragen, denn es ist kein Zweifel mehr, daß der Krieg sich in unsere Gegend zieht.

So laßt uns fliehn!

Fliehen? antwortete die Tante: Und alles, was ich besitze, im Stiche lassen?

Nur nach Wien —

Wo man meine Glaubensgenossen mit Haß und Widerwillen ansieht? Wo der Kaiser, zwar nicht so grausam wie sein Vater, aber dennoch —

Verzeiht, gnädige Tante! Ferdinand der Dritte ist mild und gütig —

Jungfer Nichte! Wenn ich Zurechtweisungen und Belehrungen brauche, werde ich sie nicht bey einem achtzehnjährigen Mädchen suchen. Alles, was du zu thun hast, ist, für das zu sorgen, was ich dir auftrage. Es müssen Vorräthe aller Art her-

beygeschafft, und alles zur anständigen Aufnahme derjenigen bereitet werden, die ihr Siegeslauf bald hierher führen wird. Jetzt geh', und sprich mit dem Haushofmeister!

Mathilde ging mit schwerem Herzen. Die Schrecken des Krieges, denen sie in den glücklichen Fluren von Österreich entflohn zu seyn glaubte, sollten sie auch hier ereilen, die Schwedischen Truppen, deren Art und Wesen sie aus trüber Erfahrung kannte, sollten auch hier ihr freudenloses Leben verbittern, und kein edles geliebtes Herz unter ihnen, wie ehemahls, der verehrte Schutzgott der bedrängten Gegend werden. Aber es galt zu handeln und nicht zu trauern; und so weh es ihrem Herzen that, die Gesinnungen zu bemerken, mit welchen Frau von Wiernitz und das ganze Haus die Ankunft der Schweden erwarteten, so sah sie doch ein, daß, man möge gesinnt seyn, wie man wolle, mit Ernst und Eifer auf ihren Empfang, und ihre Verpflegung gedacht werden müßte.

Indessen kamen Nachrichten auf Nachrichten von dem unwiderstehlichen Vorrücken der Schweden, und wie auf der andern Seite alle Anstalten zur tapfersten Gegenwehre gemacht, Wien befestigt, die Auen verschanzt würden, und der Erzherzog sein Lager in dem Theile derselben, der die Brigit-

tenau heißt, aufgeschlagen habe, fest entschlossen, die Ankunft der Schweden hier hinter der Schutzwehre des heimischen Stromes zu erwarten, und die Hauptstadt mit seinem und seiner treuen Österreicher Blute auf's Äußerste zu vertheidigen.

In Wiernitz dachte man anders. Die Schweden wurden hier mit stolzen Hoffnungen erwartet, und Alles, was man von den Anstalten an der Donau hörte, mit Unwillen oder Verachtung aufgenommen. Jene wurden bald erfüllt. Die Schweden rückten an, sie breiteten sich in der flachen Umgegend aus, und in Wiernitz wurde eine Art von Hauptquartier errichtet, von wo aus Befehle und Nachrichten nach allen Seiten ausgingen und wieder einliefen.

Mathilde erblickte die ersten ihrer Schaaren mit Schrecken und Trauer. Es waren dieselben Feinde, die ihrem Hause und ihrem Lande schon so viel Übels zugefügt hatten; es war dasselbe Regiment, unter welchem nur derjenige allein sich nicht mehr befand, dessen Wiedersehen sie für alles erlittene Ungemach hätte trösten, von dessen Denkungsart sie auch hier Schutz und Erleichterung für ihre Landsleute hätte hoffen können. Sie erkundigte sich um den vermißten Kameraden. Ihr Traum, ihre Ahnung hatten nur zu wahr gesprochen: er

war an der Seite seines Pflegvaters, dessen Leiche er den Feinden nicht lassen wollte, unter ihren Säbelhieben gefallen.

So war denn auch der letzte schwache Funke von Hoffnung ausgelöscht, und Mathilde ergab sich mit stiller Fassung in ihr Geschick, jetzt entschlossener als vorher, Alles zu ertragen, und über nichts mehr zu klagen; denn das Leben hatte keinen Reiz mehr für sie, und sie betrachtete es nur als den düsteren, steinichten Übergang in ein besseres Seyn, wohin ihr Alles, was sie liebte, schon vorangegangen war.

Auf dem Schlosse wurde es mit jedem Tage lebhafter. Immer mehr Truppen zogen sich in der Gegend zusammen, und immer höher schwollen die Hoffnungen der Frau von Wiernitz und Aller, die so dachten, wie sie. Die Schweden schickten sich an, vor Wien selbst zu rücken, und eines Morgens weckte der Donner der Kanonen, die aus der Wolfsbrücken-Schanze gegen die Stadt flogen, die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Alles eilte auf die Zinnen, auf die Thürme, um zu schauen. Alles war in froher Erwartung. Schon sah man die stolze Hauptstadt gedemüthigt, die ungeliebten Fürsten entflohen, die Schweden siegreich in den Kaiser-Pallast einziehen und die neue Lehre und

die neuen Rechte sich von dort aus über das ganze Land verbreiten.

Aber wie die Sonne höher stieg, schien der Lärm der Schlacht sich zu nähern. Immer stärker wurde der Donner des Geschützes, immer ängstlicher die Gesichter. Unter den Schweden, die im Schlosse geblieben waren, entstand ein unruhiges Murmeln. Plötzlich sprengten zwey Offiziere in den Hof. Fort! Fort! riefen sie: Alles ist verloren, wir sind geschlagen, der Erzherzog rückt an. Schnell wurden die Pferde aus den Ställen gezogen, das Gepäck auf die Wägen geworfen, Verwundete, Fliehende kamen in geschreckter Eile an, Verwirrung und Lärm war allgemein, das Schloß erscholl von Flüchen und Klagen, und nur Ein Herz war, dem alle diese Mißtöne als die süßeste Musik klangen; denn sie verkündeten ihm den Sieg der Seinigen, die Erhaltung des geliebten Herrschers und des väterlichen Glaubens. Doch mitten in ihrer Freude vergaß Mathilde ihrer Pflichten nicht. Sie wich keinen Schritt von ihrer Tante, deren Lage in diesem Augenblicke wirklich peinlich war, sie tröstete sie, so gut sie konnte, sie wies sie auf die allbekannte Milde des Habsburgischen Hauses hin, und ließ sie Verzeihung und Nachsicht für die verlassene Witwe hoffen, die dem Drange der Umstände nicht zu wi-

derstehen vermocht hatte. So faßte sie zuerst Fassung, dann einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz, während nach und nach das Schloß von Schweden leer ward, und, wie sie abgezogen waren, entfernter Trompetenschall die Ankunft der kaiserlichen Reiterey verkündigte, welche die Fliehenden verfolgte. Frau von Wiernitz schrack zusammen; aber in Mathildens Herz zogen mit dem lang entbehrten Gefühle von Freuden süße, ihr unerklärliche Hoffnungen ein. Immer näher und näher kam der Schall. Mathilde vermochte nicht zu bleiben, sie flog die Treppe in den alten Thurm hinan. Da sprengte der Haufe blinkender Küraſſiere schon über die Ebene daher, und verlor sich im Walde; bald erschienen immer mehr und mehr der kaiserlichen Schaaren und endlich, von vielen Offizieren in schimmernden Rüſtungen und Uniformen umgeben, der Erzherzog selbſt, ein milder Engel und muthiger Held zugleich. Sie nahmen ihren Weg gerade auf's Schloß zu, und Mathilde hatte eben noch so viel Zeit vom Thurme herabzueilen, um den Ankommenden auf der Treppe zu begegnen. Ein kaiserlicher Offizier eilte über den Hof die Stufen herauf, er stand vor Mathilden, und mit einem Schrey des Schreckens und der Freude fuhr diese zurück — denn es war Liljenholm. Auch er erschrack

bey ihrem Anblick, und es währte einige Sekunden, bis die Glücklichen sich fassen und ihre Seligkeit begreifen konnten. Aber zu Erklärungen war keine Zeit. Liljenholm war als Bothe seines Herrn, des Erzherzogs, da. Mathilde eilte zu ihrer Tante, sie von der Ankunft des erhabenen Gastes zu benachrichtigen; aber Frau von Wiernitz fühlte sich außer Stande, ihn zu empfangen, sie zog sich in ihre Gemächer zurück, und Mathilde mußte ihre Stelle vertreten.

Der Erzherzog kam. Er besah die Gegend, das Schloß, und fand es geeignet zu einem Aufenthalte von ein Paar Tagen. Mathilde, von Liljenholm und einem Adjutanten des Prinzen begleitet, eilte überall selbst hin, gemeinschaftlich mit ihnen Alles zu betreiben und zu veranstalten, was für den Aufenthalt des Feldherrn und seiner Begleitung nöthig war, und kehrte endlich nach einer Stunde, in welcher es ihnen nicht möglich war, mehr als einzelne Worte zu wechseln, in den Saal zurück, wo der Erzherzog sie erwartete und mit freundlicher Huld für ihre Mühe dankte. Und erst hier, in dieser sonst Ehrfurcht gebiethenden Gegenwart, erfuhr Mathilde theils aus dem Munde ihres Freundes, theils aus dem seines neuen Beschützers das Schicksal desselben. Er hatte,

nem Vorsatze treu, seinen Pflegevater nicht einen Augenblick verlassen, er hatte in der Schlacht mehr als ein Mahl für sein Leben gewacht, bis endlich seine treue Liebe den Todesstreich in einem unglücklichen Momente nicht mehr aufhalten konnte. General Liljenholm fiel an der Seite seines Pflegesohns, und dieser sank nach fruchtlosem Kampfe um die theuern Überreste sterbend auf ihn nieder. Dieß Beyspiel kindlicher Liebe rührte den kaiserlichen General. Er ließ sich nach dem Gefechte auf den Platz führen, wo der gute Sohn, einem Sterbenden gleich, auf der Leiche seines Wohlthäters lag. Man fand noch Leben in ihm; der General ließ ihn mit Sorgfalt pflegen, und als er die Bewegung der Reise vertragen konnte, ging er nach Wien, sich dort unter geschickten Händen und in ruhigeren Umgebungen völlig herstellen zu lassen. Es war aber nicht bloß diese Rücksicht, die ihn in die Kaiserstadt führte, es war jener Wunsch, der lang in seiner Brust lag, und ihn mit geheimer tiefer Sehnsucht nach Österreich zog, als dem Lande, wo alle Stürme seines Herzens gestillt, und aller Kampf Frieden werden sollte. In Wien lernte er den Erzherzog Leopold Wilhelm kennen, den das Gerücht auf den jungen kriegsgefangenen Schweden aufmerksam gemacht hatte, und bald

hatte Jener in dem Fremden das treue offene Gemüth, dieſer in dem Prinzen den Herrn erkannt, dem er am liebſten in der Welt dienen wollte. An Schweden knüpften ihn fürder keine Bande mehr; ſeine Ältern waren längſt begraben, der General todt. Glauben, Meinung und ſtille Wünſche ſtimmten für das neue Vaterland; er nahm mit freudigem Muthe Dienſte unter des Erzherzogs Truppen, der ihn immer lieber gewann und mit tauſendfachen Banden an ſeine Perſon zu ketten wußte, und ſo war es geſchehen, daß er jetzt mit ihm auch nach Wiernitz kam, und unverhofft Jene fand, deren Bild mit ſtets gleicher Wärme in ſeiner Bruſt gelebt, und die er auf Erden nie wieder zu ſehen gefürchtet hatte.

Dem gütigen Fürſten hatten frühzer manche Äußerungen ſeines Begleiters und in dieſem Augenblicke ſein Herz, das die Bewegungen der Liebenden trotz der Faſſung erwieth, die ſeine Gegenwart von ihnen erzwang, eine deutliche Anſicht ihrer Lage gegeben, und er ſann mit ſchöner Freude darauf, ſie glücklich zu machen, als plötzlich Liljenholms Blick auf dem Wappenſchilde der Wiernitzer hangen blieb, das über der Eingangsthüre des Saals prangte. Mein Gott! rief er aus: Was iſt das für ein Wappen! Das der Herren von

Wiernitz, sagte Mathilde, der Besitzer dieses Schlosses. Wiernitz? Wiernitz? rief Liljenholm erschüttert: Seltsamer Zufall! Er zog ein alterthümliches Siegel aus einer Kapsel hervor. Hier ist auch das Wiernitzische Wappen, sagte er, und verglich prüfend das Siegel mit dem Schilde: Alle Zeichen treffen zu. Der Erzherzog besah es ebenfalls, und auch er erkannte mit Erstaunen die Gleichheit beyder Wappenschilde: Woher habt ihr das Siegel, Herr Rittmeister? „Es ist ein Erbstück meiner Väter, ein Kleinod, das sie als einen unverlierbaren Schatz durch zweyhundert Jahre treu bewahrt haben, das jedesmahl der sterbende Vater dem Sohn übergab, und ihn schwören ließ, es nie unter keinerley Bedingung zu veräußern.

Und Eure Ältern waren Bauersleute? sagte der Fürst.

Arme Bauersleute an der Küste der Ostsee, auf einem Rittergute des Generals von Liljenholm.

Sonst habt ihr aber nichts, das auf irgend einen Zusammenhang deuten, oder über den Ursprung eures Hauses einiges Licht verbreiten könnte?

Doch! antwortete Liljenholm, und wandte sich seitwärts, um eine Schnur herauszuziehen, die er unter den Kleidern auf der Brust trug. Hier, gnä-

digster Herr! fuhr er fort, indem er dem Erzherzoge ein Stück eines zerbrochenen altmodischen Ringes überreichte: Auch dieses ist ein heiliges Andenken meiner Urältern! Sie waren keine eingebohrnen Schweden; der Erste meines Stammes wurde vor zweyhundert Jahren als Kind aus Deutschland dahin gebracht, und es hat sich mit dem Gefühle eines gewissen Stolzes die Sage in unserm Hause erhalten, daß jenes Kind von einem edlen Stamme, durch Zufall gerettet, oder entwendet, und von einem treuen Knechte, der ein gebohrner Schwede war, nach dem Vaterlande dieses letztern geführt worden sey. Jetzt nahm auch Mathilde den zerbrochenen Ring aus Liljenholms Hand. Ach Gott! rief sie mit einem leichten Erschrecken: Ist's möglich? Dieser Ring! Wartet einen Augenblick, Herr von Lilsenholm! Ich bin sogleich wieder hier.

Sie eilte fort, und war in ein paar Minuten mit dem Ringüberreste wieder da, den sie bey den Gebeinen des unglücklichen Rudolph von Wiernik gefunden hatte. Man fügte die Stücke zusammen; sie paßten vollkommen, und der Ring war ganz. Erstaunt hielt ihn der Erzherzog zwischen den Fingern, und betrachtete den wunderbaren Fund, und

nun wurde Mathilde aufgefordert, zu erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war.

Liljenholm wurde seltsam zu Muthe bey diesem Berichte. Ihm war, als lösten sich alle verworrenen Bilder seiner Seele in klare Gedanken auf, als finge er erst jetzt an, sich und die wunderbaren Führungen seines Lebens zu verstehen. Alles, was ihn umgab, schien sich mit ihm zu befreunden, diese Ahnenbilder umher im Saale, diese Rüstungen, die Menschen getragen hatten, deren Blut wahrscheinlicher Weise in seinen Adern rollte! Mathilde hatte schon eine Weile geendet, als er aus tiefem Nachdenken erwachend plötzlich aufsprang und rief: Gutes Fräulein! Führt mich zu eurer Tante! Laßt mich der meine Ehrfurcht bezeugen, die wohl die einzige Übrige dieses Hauses ist! Mathilde zögerte; sie kannte die Denkart ihrer Tante. Doch ging sie endlich, aber es brauchte einige Zeit, bis es ihr gelang, den Widerwillen derselben zu überwinden. Sie nannte die ganze Sache ein Mährchen, den Fremden einen Abentheurer, und nur die Scheu vor dem Erzherzoge vermochte sie endlich, seinem Lieblinge das geforderte Gehör nicht zu versagen.

Liljenholm trat ein. Frau von Wiernitz schwieg einen Augenblick betroffen bey seinem Anblick; denn

es war die Gestalt jenes Ahnherrn, die sie nur zu wohl kannte, und an welche sie nie ohne geheimes Grauen dachte. Sie empfing ihn artig. Sie hatte sich vorgenommen, fremd und kalt gegen den Abentheurer zu seyn; aber es war etwas in dem Betragen des Jünglings und in seiner Gestalt, das ihr erst Achtung, dann sogar ein leises Gefühl von Wohlwollen aufdrang. So fremd ihrem Wesen diese Empfindung war, so wenig unangenehm schien sie ihr doch, und diese Stimmung gab ihr eine angenehme Freundlichkeit, welche auch den Jüngling in kindlicher Neigung zu ihr zog. Er faßte beym Fortgehen nicht ohne Rührung ihre Hand, und sagte: Wie es auch immer mit meiner Herkunft beschaffen seyn mag, edle Frau, Ihr erlaubet mir doch, Euch zu verehren, und Euch in den jetzigen Umständen meine Dienste anzubiethen, so geringfügig das ist, was ich Euch leisten kann. Frau von Wiernitz dankte ihm herzlich, und äußerte gegen Mathilden, als er fort war, daß sie sich nie einem Menschen in den ersten Stunden so geneigt gefühlt habe, als diesem Fremden, und daß sie sich diesen Eindruck durch nichts zu erklären wisse, als durch das seltsame Spiel der Natur, die in seiner Bildung zufällig eine alte Gestalt des Hauses wiederhohlt habe. Von wirklicher

wandtschaft, von jenem geheimnißvollen Zusammenhange wollte sie nichts wissen, und nannte Alles, was Mathilde erzählte, Werk des Zufalls. Selbst als man ihr die zwey Ringhälften und das Siegel ihres Hauses wies, hörten ihre Zweifel nicht auf; denn konnten nicht in zweyhundert Jahren ein paar unbedeutende Kleinigkeiten durch Ungefähr, und seltsame, obwohl sehr natürliche Ereignisse in allerley Hände gekommen seyn? Von diesem fortwährenden Unglauben blieb nur noch ein Beweis übrig, das, was nach dem Ausspruch des Traumgesichts unter den Trümmern der Waldkapelle verborgen lag. Hier stellte sie ihnen jene tausend Bedenklichkeiten entgegen, die sie früher gegen Mathilden geltend gemacht hatte. Dießmahl entkräftete sie ein Wort des Erzherzogs. Man verfügte sich in den Wald, die Ruine wurde gefunden, der Grabstein erhoben. In einem metallenen Sarge lag neben Gebeinen und einigen Resten, die auf den geistlichen Stand des Begrabenen schließen ließen, eine Kapsel, und in derselben eine Schrift, die der Erzherzog entfaltete, und nicht ohne Mühe die halbverblichenen alterthümlichen Züge entzifferte.

Es war eine Urkunde, mit Insiegel und Zeugen-Unterschrift gehörig verwahrt, und geschrieben

am Sankt Thomas — des heiligen Zwölf-Boten-Tage im Jahre des Heils eintausend vierhundert und fünfzig von dem damahligen Pfarrer des Orts, einem Mönche aus Kloster Zwetl, den sein Gewissen und Gefühl drängte, was er mit Grauen erlebte, und wovon der Zufall ihm die Mitwissenschaft aufgedrungen, der Nachwelt, zu vielleicht künftiger Vergütung, aufzubewahren. Der fromme Mönch bezeugte in dieser Schrift mit klaren Worten und aus dem Munde eines Augenzeugen, des treuen Biörn's, eines gebornen Schweden und Schildknappen Herrn Rudolphs, daß Max von Wiernitz der Mörder seines Bruders gewesen sey, daß Rudolph ihm im Gefechte vermieden, so lang er gekonnt, und daß er gegen den Bruder nur sein Leben vertheidigt habe. So sey er denn bald als ein Opfer seines brüderlich-frommen Sinnes gefallen, von dem unmenschlichen Sieger seiner Waffen beraubt, und sein Leichnam den wüthenden Kriegesgesellen zu Schimpf und Mißhandlung überlassen worden, die, als sie noch Leben in ihm verspürt, ihn mit Händen und Füßen nicht weit von seinem Schlosse am Boden angenagelt und mit Pfeilen auf ihn geschossen hätten, in welcher grausamen Lage er noch die Flammen seines Hauses aufgehn und seine geliebte Ehe-

wirthinn in denselben elendiglich umkommen gesehn. Der treue Knecht Biörn aber hätte Mittel gefunden, mitten aus den Flammen das zweyjährige Söhnlein seines Herrn zu retten, und sich mit ihm zu dem Pfarrer, dessen Kirchlein und Haus ziemlich weit vom Schlosse im Föhrenwalde lag, zu begeben. Einige Tage hielten sie sich daselbst verborgen; als aber ein ungewisses Gerücht sich verbreitete, daß das Kind gerettet, und also ein Erbe des ermordeten Herrn Rudolphs am Leben sey, würden auf Befehl seines Bruders die schärfsten Nachsuchungen angestellt und ein Preis auf das Leben des armen Kleinen gesetzt. Nun, fuhr der Pfarrer in seinem Berichte fort, hielt ich nicht für rathsam, das Kind länger in meinem Hause, und in einer Gegend zu behalten, welche von den gottlosen Ketzern nach allen Richtungen durchstreift und unsicher gemacht wurde. Ich wurde also mit dem treuen Biörn dahin eins, daß er das kleine Herrlein einstweilen mit sich nehmen und in seinem Vaterlande bey seinen Freunden, als wohin er zu gehen gedachte, bergen, zum Abzeichen aber der edlen Herkunft des Kindes ein Petschaft seines Vaters, welches mir als Gehilfschreiber zur Aufbewahrung übergeben war, und überdieß jenen halben goldnen Fingerreif mitneh-

men sollte, den die selige Mutter einst in einem Ständlein trüber Ahnung, in welchem ihr ihr und ihres Hauses entsetzliches Geschick vorging, vom Finger gezogen, mit Hülfe ihres Eheherrn zerbrochen, und selbem sowohl als dem Kinde, als denen ihr liebsten zwey Wesen auf Erden, zum ewigen Andenken zu tragen befohlen, als Sinnbild, wie sie gleichsam auch ihr Herz zwischen ihnen getheilt habe.

Dieses that nun der Knecht auf mein Begehren. Er schied in der Nacht von mir, indem er das Kind in seinen Armen vor sich auf dem Pferde hielt, und verhieß mir mit einem heiligen Schwur, des Knaben treulich zu warten, ihn in der allein seligmachenden Kirche nach altem Glauben zu erziehen und ihm einst die beyden Abzeichen seiner Geburt bey reifen Jahren zu übergeben, wenn es mir nicht früher so gut werden sollte, ihm eine günstige Nachricht von einer etwanigen Veränderung der Dinge bey uns zu geben. Aber, daß Gott erbarm! es hat sich nur Alles in's Schlechte verändert. Herr Max von Wiernitz ist aus Böhmen gekommen, um das Erbtheil seines von ihm erschlagenen Bruders in Besitz zu nehmen, und hauset nun nach seinem harten Sinne und ketzerischen Glauben über die armen Leute, die

mit schwerem Herzen der besseren Zeiten und ihres vorigen Herrn gedenken. Auch ist Friede und Ruhe aus der Gegend gewichen, und es zeigt sich das göttliche Mißfallen aus den hier verübten Gräuelthaten durch allerley erschreckliche Zeichen, welche seitdem jeden Sanct-Thomas-Abend sich im Schlosse oder um dasselbe herum ereignen. Es ängstigen sich die Leute und wissen nicht recht, was das Ding bedeuten will. Ich aber weiß es nur zu gut, als den der treue Knecht von Allem belehret, und der es vergeblich oft versucht hat, das Gewissen des ungerechten Räubers und Brudermörders zu rühren. Da solches nicht geschehen konnte, erkannte ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht sey, und daß er vielleicht dem gestrengen Herrn Max, wie einst dem Pharao, gefliſſentlich das Herz verhärtet habe, um dereinst ein Beyspiel der göttlichen Strafe an ihm, oder seinem Hause aufzustellen. Somit habe ich von jenen vergeblichen Versuchen abgelassen, mir es aber nicht verwehren können, die wahre Beschaffenheit der Dinge und das Geheimniß von dem eigentlichen Mörder meines geliebten Herren, wie auch von der Rettung und dem Leben seines Kindes, als rechtmäßigen und einzigen Herrn dieses Schlosses und aller dazu gehörigen Ländereyen, mit meiner Nahmensunterschrift und daran

gehängtem Insiegel, von drey glaubhaften geschwornen Zeugen unterschrieben, zu bekräftigen und auf künftige Zeiten aufzubewahren.“

Mit steigender Bewegung hörte Liljenholm die Schrift des guten Mönchs und in ihr das unläugbare Zeugniß seiner Abstammung verlesen. Der Erzherzog hieß ihn am Schluß desselben niederknieen auf dem Grabe des ehrlichen Mannes, der vor zweyhundert Jahren treu und gewissenhaft für das Glück des Ungebohrnen gesorgt hatte. Dann zog er den Degen und sprach: Mit Vorbehalt der Genehmigung meines kaiserlichen Bruders und Herrn erkenne ich Euch hiermit als den einzigen und rechtmäßigen Besitzer und Erben des Nahmens und aller Güter der Freyherrn von Wiernitz, und belehne Euch indeß im Voraus in meines Bruders, des Kaisers, Nahmen damit. Steht auf, Herr von Wiernitz, und sehet diese Anerkennung nicht bloß als eine Handlung der strengsten Gerechtigkeitsliebe, sondern auch als einen Beweis an, wie gern ich Euch die mir und meinem Hause geleisteten Dienste zu belohnen geneigt bin!

Man kehrte nun ins Schloß zurück, wo Mathilde und die Tante mit sehr verschiedenen Empfindungen, aber Beyde mit gespannter Erwar-

tung der Wiederkehrenden harrten. Der Erzherzog ließ sich sogleich bey der Besitzerinn des Schlosses melden, und stellte ihr, nachdem er sie die Urkunde hatte lesen lassen, in dem Rittmeister Liljenholm den eigentlichen Herrn von Wiezniz, und mithin ihren Verwandten und künftigen Eigenthümer der Güter vor, welche ohnedieß nach dem Tode ihres Gemahls dem Kaiser, als obersten Lehnsherrn verfallen waren. Sie wußte nicht recht, wie sie diese Nachricht aufnehmen sollte; es war ein Streit in ihrem Herzen vom alten Stolze und frischer Neigung zu dem Jüngling, der ihr in den ersten Stunden so angenehm erschienen war. Aber Liljenholm, oder Wiernitz wartete nicht, bis dieser Streit entschieden war. Er ließ sich vor seiner nunmehrigen Verwandten ehrerbiethig auf ein Knie nieder, bath sie, ihm zu verzeihen, wenn diese Anerkennung unangenehme Gefühle in ihr erregt habe, und ersuchte sie, sich von nun an, wie bisher, als die einzige rechtmäßige Gebietherinn und unumschränkte Frau in diesem Schlosse zu betrachten, indem er, so lange sie lebte, wenn sie es ihm erlauben wollte, sie wie seine Mutter ehren, nichts ohne ihren Willen und ihre Zustimmung vornehmen, und sich als ihren Sohn betrachten würde, der ihr Gehorsam und Liebe schuldig sey. Frau von Wier-

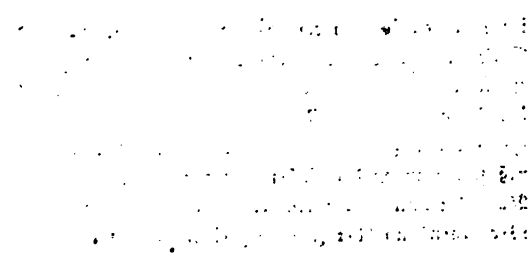
nitz stand verlegen, bewegt vor ihm. Zum ersten Mahle seit langer Zeit erhoben sich in ihrem Herzen die sanfteren Regungen der Liebe und Dankbarkeit. Thränen drangen unwillkührlich aus ihren Augen, sie kämpfte gegen diese Rührung, aber sie ward ihr zu mächtig, und mit hervorstürzenden Thränen und gebrochener Stimme sagte sie: In Gottes Nahmen, dessen heiligen Finger ich in der Führung dieser wunderbaren Ereignisse erkenne, nehme ich Euch als meinen lieben Verwandten, meinen Sohn auf, den Gott mir noch im Alter geschenkt, und der mich zuerst das süße Muttergefühl gelehrt hat, das meinem armen Herzen bisher fremd geblieben! Sey mein Sohn, junger Mensch! setzte sie noch bewegter hinzu, indem sie ihre Hand auf sein Haupt legte: Gott segne Dich, er vergelte Dir, was Du an mir thust, und Du trage Geduld mit deiner Mutter!

Bey diesen Worten sprang Wiernitz auf und umschlang mit Thränen die tief erschütterte Matrone, die an seinem Halse weinend die Seligkeit menschlich schöner Gefühle kennen lernte. Mathilde schluchzte, kein Auge im Umkreis blieb trocken, und als jene Beyden sich von ihrer heftigen Rührung erhohlt hatten, trat der edle Erzherzog hinzu, wünschte Beyden von ganzer Seele Glück, und

ſtellte ſich, um die Seligkeit ſeines Lieblings zu vollenden, als Brautwerber für ihn bey ſeiner neuen Mutter dar. Frau von Wiernitz beſann ſich einen Augenblick, ſie fand das Glück für ein armes verwaiſetes Fräulein faſt zu groß, aber ihr Herz war nun einmahl beſſeren Gefühlen geöffnet, und ſo drangen die Liebenden und der edle Fürſt mit Bitten leicht durch.

Der Erzherzog ordnete Alles an. Wiernitz durfte mit ihm noch einen Tag auf dem Schloſſe verweilen, dann aber eilten ſie Beyde den immer mehr zurückweichenden Schweden nach Mähren und durch Böhmen ſiegreich nach, entriſſen ihnen alle bisherigen Eroberungen, und das ſchöne Vaterland athmete wieder frey auf. Mathilde blieb bey ihrer Tante und ſorgte und bethete indeſſen für den abweſenden Freund. Der Erzherzog aber ſchrieb ſelbſt aus dem Lager an den Kaiſer, ſchickte die Urkunde und die Kleinode mit, und betrieb angelegentlich die Anerkennung und Belehnung ſeines Lieblings. Als aber der Feldzug geendet war, da kehrte Wiernitz an der Seite ſeines fürſtlichen Beſchützers zurück, und am Sanct Thomasabend wurde die Hochzeit in Wiernitz mit anſtändiger Pracht gefeyert. Frau von Wiernitz, von den beyden Gatten mit kindlicher Liebe behandelt, lebte in

ihren ſpäten Jahren erſt zum wahren Genuſſe des Daſeyns auf. Die Schatten der Erſchlagenen, geſühnet und zufrieden, daß das Erbe nun wieder in der Hand des rechten Beſitzers war, kehrten ſtill in ihre Gräber zurück, und kein unheimliches Ereigniß ſtörte mehr den ſüßen Frieden der einſamen Burg, die nun wieder ein Aufenthalt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit geworden war.



Carls des Großen Jugendliebe*).

*) Die Grund-Idee dieser Erzählung ist aus den Sei Giornate des Sebastiano Erizzo, wo sie ein Paar Blätter einnimmt.

Carls des Großen Jugendliebe.

Die alten Geschichten, die Sänger der Vorzeit, ja selbst Monumente und Überbleibsel aus früheren Jahrhunderten erzählen uns von der besondern Liebe, welche Carl der Große zu der Stadt Aachen trug. Es war sein Lieblingssitz. Von ihm aus machte er seine Reisen durch das weit gedehnte Reich, dessen Gränzen seine Siege fernab gesteckt hatten. Dahin kehrte er aus glorreichen Kriegeszügen zurück, und genoß im Schooße seiner Familie und in dem Umgange mit gelehrten, und liederkundigen Männern seiner Zeit die Süßigkeiten einer kurzen Muße zwischen den Bewegungen eines kriegerischen Lebens. Dort auch ruhen seine Gebeine, dort wurden durch lange Jahrhunderte sein Kaiserornat und die Reichskleinodien aufbewahrt, dort empfing mancher seiner Nachfolger die

deutsche Krone, und Aachen, die alte Reichs- und Krönungsstadt, stand bis in unsere Tage, ein ehrwürdiges Denkmahl alter Zeit, eine Art von Repräsentantinn des deutschen Reiches da, und Carls des Großen Geist schien sie noch verherrlichend zu umschweben.

Wohl weiß also die Nachwelt von dieser Neigung des großen Kaisers für diesen sonst durch keine auffallenden Reize geschmückten Ort; denn daß die Bäder, welche schon unter den Römern bekannt und auch späterhin bis in unsere Zeiten benützt waren, nicht die einzige Ursache seyn konnten, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß der rüstige Kriegsheld bey seinen Zügen und Heerfahrten, bey seinen weiten Reisen und der einfachen Lebensweise jener Zeit, keine Heilung und Belebung der erschlafften Nerven in jenen wohlthätigen Fluthen zu suchen brauchte. Des Kaisers Liebe rührte aus ganz anderen Gründen her, und es waren geheime wunderbare Bande, die ihn so fest an diesen Ort zogen.

Childerich, der letzte König aus Merovingischem Stamme, war durch Gottes Zulassung und die ungemessen anwachsende Macht seines Hausmayers Carl Martell entthront, das Reich von ihm und seinen Söhnen gewonnen, und Martells Söhnen Pipin und Karlmann gege-

den worden, die mit starker Hand nicht bloß die Franken, sondern auch die deutschen Herzoge, welche unwillig die Oberherrschaft von ehmahligen Hausbedienten ihres Königs ertrugen, in Gehorsam und Ordnung zu erhalten wußten.

Karlmann entsagte bald hierauf dem Throne, und begab sich in die Einsamkeit nach Montecassino, wo er als Benedictinermönch lebte und starb; Pipin aber verwaltete das weits Reich mit Einsicht und Kraft, und sah freudig die Jugend seines Sohnes sich entfalten, und ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Da erschien plötzlich der heilige Vater selbst in Frankreich, um bey dem frommen und mächtigen Frankenkönig Schutz und Hülfe gegen Aistulph, König der Longobarden, zu erflehen, der von Pavia aus den heiligen Stuhl hart bedrängte, und nicht undeutlich seine Absichten merken ließ, nachdem er schon so manches schöne Besitzthum vom Erbtheil Petri abgerissen, endlich auch den Überrest und Rom selbst in seine Gewalt zu bekommen. Pipin empfing den heiligen Vater mit aller Freude und Ehrfurcht, die einem solchen Besuche gebührte, ließ sich nicht zweymahl mahnen, als Schirmvogt der bedrängten Kirche aufzutreten, und rüstete sich mit allen Kräften seines weiten Rei-

ches zum Kampfe gegen den wilden König der Longobarden. Carl aber freute sich in jugendlichem Muthe der Gelegenheit, sein Schwert zu prüfen und dem verehrten Vater zu zeigen, daß er es nicht bloß zu Spiel und Schimpf bey Lustkämpfen, sondern auch in der ernsten Schlacht zu führen verstehe.

Als Aistulph von der Kriegsrüstung Pipins gegen ihn hörte, graute ihm vor dem Gedanken, sich mit dem mächtigen Könige der Franken zu messen. Er ließ Karlmann von Montecassino zu sich rufen, und bath ihn, als Friedensbothe und Vermittler nach Frankreich zu gehen, und Aistulphs einzige Tochter, die schöne Floribelle, von deren Reizen der Ruf durch die ganze damahls bekannte Welt erschollen war, und für die schon viele hundert Lanzen waren gebrochen worden, Pipins Sohne Carl als Braut und Unterpfand des Friedens anzubiethen.

Mit diesem Antrage hatte Karlmann Pavia verlassen. Er hatte dem Könige, dessen Unterthan er geworden war, Gehorsam zusagen müssen; aber sein Herz war fern von diesem Auftrage, und ein Bündniß zwischen Floribelle und seinem Neffen ihm ein Greuel. Doch hatte er aus klösterlicher Pflicht alles pünctlich ausgerichtet, auch gerathen und gebethen, als stünde sein Sinn vollkommen

nach Aistulphs Gedanken. Doch als er seinen Bruder fest und von seinem Vorhaben nicht abzubringen sah, als er des jungen Carl Äußerung hörte, der durchaus keinen Wunsch hegte, mit der stolzen Longobardinn verbunden zu werden, als er seinem Versprechen und seinem Gewissen genug gethan hatte, da fiel er dem Bruder und Neffen freudig um den Hals, dankte ihnen für ihren Muth und ihre Treue gegen den heiligen Vater, und kehrte zufrieden wieder nach Italien in seine Zelle zurück.

Pipin aber zog über die Alpen und sein Sohn begleitete ihn. Sie lagerten vor Pavia. Damals war Carl noch ein gar blühender Jüngling, freudig und kriegslustig, sein Sinn auf nichts als Waffenthaten und Ruhm gestellt, und keine sanftere Neigung hatte noch den Weg zu seinem Herzen gefunden. Während nun die Belagerung durch den muthigen Widerstand der Belagerten langsam vor sich ging, streifte der fürstliche Jüngling bald auf kriegerischen Zügen, bald auch nur zur Lust oder jagend, in der umliegenden Gegend umher.

Auf einem dieser Züge, wo er sich, nur von einem Waffenträger begleitet, sehr weit von dem Heere entfernt hatte, war er auf einen Haufen Feinde gestoßen, den er in freudiger Kampfeslust trotz der Abmahnung seines Waffenträgers aufforderte

Nachtlich hörte der Führer der Schaar die Aufforderung des einzelnen Streiters, und dachte ihn bald zum Schweigen und zur ewigen Ruhe für seine Kalkühnheit zu bringen. Aber es zeigte sich anders; denn Carl fügte seine Streiche so gewichtig und zugleich so besonnen, daß aus dem, was Jene für einen leichten Scherz hielten, ein sehr ernster Kampf wurde, in welchem endlich die meisten der Feinde erlagen. Carl aber so erschöpft, und von mancher Wunde matt geworden war, daß er dennoch verloren gewesen wäre, wenn nicht auf die Nachricht einiger Landleute, welche den seltenen Kampf von fern gesehen hatten, und voll Achtung und Mitleid mit dem heldenmüthigen Streiter ins fränkische Lager geeilt waren, um ihm Hülfe zu bringen, ein kleiner Trupp der Seinigen hinausgeeilt und gerade noch zurecht gekommen wäre, wie eben Carl mit letzter Kraft sich vertheidigend vom Rosse zu sinken drohte. Bey Erscheinung des fränkischen Geschwaders, nahmen die Wälschen die Flucht, und jene erkannten mit Schrecken und Bewunderung in dem unbekannten heldenmüthigen Ritter ihres Königs Sohn.

Aber an's Zurückkehren in's ziemlich ferne Lager mit dem Erschöpften war nicht zu denken. Zum Glücke zeigte sich nicht weit davon im Grunde des

Thals eine kleine Villa, zwischen Oliven-Bäumen halb versteckt, unter deren friedlichem Dache vielleicht Gastfreyheit und Ruhe für den wunden Fürstensohn zu hoffen war. Die Franken flochten eine Bahre von Zweigen, legten den Prinzen darauf und schritten langsam dem Hause zu. Eine betagte Pförtnerinn öffnete die festverschloßne Thüre, aber sie zuckte die Achseln, als von der Aufnahme eines wunden Ritters in einem Hause die Rede war, das nur von einer adelichen Witwe und ihren Töchtern in klösterlicher Zurückgezogenheit bewohnt war. Der Nahme des fränkischen Königssohnes machte sie stutzen, sie eilte ihre Gebietherinn zu rufen. Eine bejahrte würdige Frauengestalt erschien, die Pforte öffnete sich sogleich, und Alles eilte, den Sohn des Fürsten zu empfangen, der das ganze Abendland mit seinem Ruhme erfüllt, und jetzt zum Besten der bedrängten Kirche das Schwert gezückt hatte. Carl wurde auf ein köstliches Lager gelegt, und gleich sollte eine Jungfrau erscheinen, die in Behandlung der Wunden wohl erfahren war. Die Thüre öffnete sich. Zwey Frauen von edlem Ansehen, aber bereits über die erste Jugendblüthe hinaus, traten in's Zimmer. Dunkle Haare und Augen, edle stolze Formen und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Zügen der Matrone zeigten auf

den ersten Blick, daß dieß die Töchter der Frau vom Hause waren; auch wiesen Schnitt und Art ihrer Kleidung auf wälsche Sitte und hohen Stand. Aber ihnen folgte eine dritte Gestalt in weißer Nonnentracht, weiß verschleyert, die Leinwand und Büchsen mit heilenden Salben trug. Sie näherte sich mit zögerndem Schritte, die Matrone hieß sie ihr Amt antreten und den Schleyer zurückschlagen, der sie an Ausübung ihrer Pflicht hindern würde. Sie that es schweigend und der junge Ritter erblickte ein todtbleiches, aber so unendlich schönes Frauengesicht, zart und blauäugig, ernst und mild zugleich, daß er nie etwas so holdes, so rührendes gesehen zu haben glaubte. Ein hohes Roth überzog seine Wangen, sein Auge haftete an den stillen ernsten Zügen, aber die Nonne schien nichts davon zu gewahren. Sichtlich vermied ihr Blick dem des Kranken zu begegnen, und ein leises Zittern ging durch ihre Hände, als sie seine Wunden untersuchte und verband, die zwar in ziemlicher Anzahl, aber so unbedeutend waren, daß nur Blutverlust und Kampfesermattung diese Erschöpfung konnten hervorgebracht haben.

Noch hatte sie kein Wort gesprochen und nur finster und eifrig ihr Werk betrieben. Nun aber,

da sie fertig war, fragte sie eine der Frauen, wie es mit dem Prinzen stünde.

Es ist an keine Gefahr zu denken, sagte sie kalt, und mit einem Tone, der eher Unwillen als Vergnügen zu bezeichnen schien: Der Sohn des Pipin wird in ein Paar Tagen schon in's Lager zurückkehren können. Mit diesen Worten wandte sie sich um, ließ den Schleyer fallen, nahm ihr Geräthe zusammen, und verließ das Gemach.

Carl fühlte sich gereizt durch den kalten Unmuth, mit dem er sich von einer Person behandelt sah, die er nie gesehen, und also auch nicht beleidigt haben konnte. Er fühlte die Kränkung noch tiefer, weil diese Person im ersten Augenblick durch ihre Bläße und den stillen Kummer in ihren Zügen, so wie durch den lieblichen Eindruck ihres ganzen Wesens seine zarteste Theilnahme erregt hatte. Ihr Bild stand beständig vor ihm, es war das erstemahl, daß eine Frauengestalt Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, und theils ihre Schönheit, theils ihr kalter Stolz beschäftigten ihn unabläßig. Auch klang ihm ihr Wort: der Sohn des Pipin, seltsam und wie verächtlich in der Seele nach. Vergebens suchten die Frau vom Hause und ihre Töchter durch Gespräche, Lautenspiel und Gesang den geehrten Gast zu zerstreuen; ihm lag die Non-

ne und ihr Betragen im Sinne, und er konnte sich endlich nicht erwehren zu fragen, wer denn das klösterlich angekleidete Mädchen wäre, und ob sie mit diesen blauen Augen und dieser hellen Farbe wohl von wälscher Abkunft und eine Verwandte des Hauses sey?

Marozia, so hieß die Matrone, sah den Prinzen zweifelnd an, und schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: Ihr irret nicht, gnädiger Herr! Engelberta ist keine Wälsche, sie ist aus Fränkischem und sehr edlem Geblüte, und von ihren Verwandten mir zur Erziehung anvertraut worden.

Engelberta? wiederhohlte Carl und dachte in sich: Ein Engel ist sie wohl an Gestalt und hülfreicher Hand, aber nicht an Mitleid und Zartgefühl. Aber der Nahme klang ihm bekannt, nach und nach knüpften sich allerley halbverwischte Vorstellungen und Erinnerungen daran. Childerich hatte nebst dem Sohne, der mit ihm in's Kloster gebannt wurde, auch noch eine sehr junge Tochter gehabt, um die man sich nicht weiter bekümmert hatte, und deren Spur verloren gegangen war. Es ward ihm, so wie er nachsann, immer wahrscheinlicher, daß diese Tochter Engelberta geheißen hatte. O Gott! dachte er: Wenn diese blasse Jungfrau

Childerichs Tochter wäre — und durch meinen Vater und mich so unglücklich, so leidend! Und wenn sie mich um deßwillen haßte — und meiner doch hätte pflegen müssen in Übung kindlichen Gehorsams und christlicher Liebe!

Diese Gedanken wichen den ganzen Tag nicht mehr aus seiner Seele, sie regten sein Innerstes auf, sie brachten sein Blut in fieberische Wallung, sie scheuchten den Schlaf von seinen Augen. Als am andern Morgen Marozia zeitlich in sein Gemach trat, fand sie ihn merklich schlimmer, und schickte eilig, die heilende Jungfrau zu hohlen.

Engelberta kam, eben so zögernd, eben so schweigend wie gestern. Sie trat ans Bette, schlug den Schleyer zurück, und Carl fand nicht ohne Bestürzung heute die unverkennbare Ähnlichkeit ihrer Züge mit denen des fränkischen Königshauses, die er gestern nicht beobachtet hatte. Marozia machte sie auf den verschlimmerten Zustand des Kranken aufmerksam. Sie schien ungläubig, doch wollte sie anfangen den Verband zu lösen. Laßt das! sagte Carl, indem er ehrerbiethig aber sehr ernst ihre Hand zurückschob: Bemüht euch nicht weiter, edle Jungfrau! Ich fühle wohl, daß es schlimmer mit mir steht; aber das Lager meines

Vaters ist nicht so fern, und es wird mir nicht das Leben kosten, wenn ich mich hinbringen lasse. Jetzt hob Engelberta das große blaue Auge auf, ihr Blick begegnete zum ersten Mahle dem des Kranken. Sie erröthete, sie schlug das Auge schnell zu Boden, und verwirrt, zitternd sagte sie: Erlaubt, Herr Ritter, daß ich erst nach euern Wunden sehe, bis ihr einen Entschluß faßt, der euch vielleicht gefährlich werden könnte! — Noch einmahl wollte Carl sie hindern, noch einmahl schlug sie das blaue Auge zu ihm auf, aber dießmahl mit so bittendem Ausdruck, daß er die aufgehobene Hand sinken, und, mit einem Seufzer sich abwendend, sie gewähren ließ.

Sie fand die Wunden merklich verschlimmert, eine zarte Regung des Mitleids feuchtete ihr blaues Auge, und ihre Hand zitterte beym Verbinden vor dem Schmerz, den sie dem Kranken machen mußte. Ihre Stimme, mit der sie der Matrone antwortete, die sie über den Zustand des Fürsten befragte, verrieth ihre innere Bewegung. Carl wandte sich herum: Und habt ihr denn auch eine Spur von Antheil für mich in der Brust? Engelberta's Thränen brachen hervor. Carl außer sich faßte die hülfreiche Hand, die ihn so schonend berührte, ihre Blicke begegneten sich, und Engel-

berta vergaß, daß sie vor dem Sohne des Feindes ihres Hauses stand. Haßt ihr mich nicht? fragte er noch einmahl. Engelberta blickte ihn mit den treuen blauen Augen an. — Er fragte sie nie wieder darum.

In kurzer Zeit hatten sich die jungen Herzen gefunden, verstanden, und ehe die wenigen Tage von Carls Heilung vorüber waren, sich ohne Worte erklärt. Engelberta liebte den Sohn ihres Feindes und in Carl hatte sich der Gedanke lebhaft und freudig entzündet, durch das Anerbiethen seiner Hand, durch die Erhebung von Childerichs Tochter auf den Thron ihrer Ahnen zum Theil das Unrecht wieder gut zu machen, das sein Herz in dem Verfahren seines Vaters nicht übersehen konnte.

Er war hergestellt, er mußte das gastfreye Haus verlassen, und in's Lager zu seinem Vater zurückkehren. Engelberta zitterte vor der Trennung, Carl fürchtete sie weniger, weil er in ihr das Mittel sah, sich mit seinem Vater zu erklären, und ihn für seine Wünsche zu stimmen, an deren Erfüllung sein jugendlicher Muth nicht zweifelte. In der wehmüthigen Stunde des Abschieds sagte er das Engelberten. Er drang in sie, noch so lange mit der Annahme des Schleyers zu zögern, zu

welchem sie sich früher bestimmt hatte, bis er ihr den Erfolg seiner Unterredung mit Pipin melden würde. Er schwor ihr ewige Treue, und erhielt eben so heilige Versicherungen von ihr. So trennten sie sich, Engelberta trauernd, und mit wenig Hoffnung für ihr längst dem Schmerz und der Entsagung gewidmetes Leben, Carl voll frohen Muthes, und mit dem heiligen Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Der Vater empfing ihn froh und mit stolzem Gefühle auf den wackern Sohn; doch vergaß er nicht einige ernste Ermahnungen über das zu tollkühne Wagniß hinzuzufügen. Die Belagerung hatte indessen bedeutende Fortschritte gemacht, Alles war in lebhafter Bewegung, die Ankunft des ritterlichen Königssohnes, des Lieblings vom ganzen Heere, belebte die Krieger mit doppeltem Feuer. Pipin durfte hoffen, an sein Ziel, die Demüthigung des stolzen Aistulph, zu gelangen. Carl sah ihn in dieser guten Stimmung und er wagte es, ihm seine Liebe und seine Wünsche zu entdecken. Aber Pipins Stirn verfinsterte sich bey dem bloßen Nahmen der Tochter seines Feindes. Er ging in den heftigsten Zorn über, als sein Sohn ihm sagte, daß sie sich Treue gelobt, und er verboth ihm bey seinem Fluche, an diese Liebe zu denken.

ja er ließ ihn nicht undeutlich merken, Engelbertens Schickſal würde von ſeiner Folgſamkeit abhängen.

Des Jünglings Liebe blieb unerſchüttert. Vor dem Vater erwähnte er des Vergangenen mit keinem Laute, ja dieſer konnte auch keine Spur von der Fortdauer dieſes Verhältniſſes entdecken. Dennoch ſah Carl die Jungfrau zuweilen heimlich; aber er verſchonte ihr zartes Gemüth mit der ganzen Laſt der ihnen drohenden Gefahr, er ließ ſie nur einen leichten bald beſiegbaren Widerſtand von Seite des Königs fürchten, und hoffte mit ſtillem Muthe und treuer Geduld, endlich doch an ſein Ziel zu gelangen.

Aber wenn auch ſeine verborgene Liebe den Augen des Königs und der Kriegsfürſten ſich entziehen konnte, ſo war ſie doch nicht geheim genug, um den Augen der Eiferſucht zu entgehen. Die ſchöne Floribelle, Aiſtulphs ſtolze Tochter, hatte mit grimmigem Zorne die Weigerung Pipins vernommen, und daß auch Carl mit dem Vater einſtimmig, ein Ehebündniß mit ihr verſchmähet habe, mit ihr, um deren Hand und Minne ſo viele edle Ritter des Abend- und Morgenlandes gern ihr ganzes Leben gedient, und Blut und Ehre daran geſetzt hatten. Sie ſchwor

dem Frankenkönige und noch mehr seinen stolzen Söhne bittern Haß, und forderte die Ritter, die ihr hoffnungslos und doch treu dienten, auf, die Schmach ihrer Schönheit an dem Unwürdigen zu rächen.

So waren die Sachen gestanden, ehe Pipin und Carl mit dem Heere vor Pavia erschienen, und der fränkische Prinz hatte schon manchen Strauß mit den Rittern der stolzen Floribellé auszufechten gehabt, und manchen von ihnen in den Stand gesetzt, ohne daß es Einem gelungen wäre, ihn die Übermacht von Floribellens Reizen fühlen zu machen. Als dann das Frankenheer im Angesichte der Stadt aufgezogen war, die Ritter vor den Reihen der Ihrigen hin und her sprengten, da lockte Neugierde und Rachelust auch Floribellen mit ihren Frauen auf den Wall, um von weitem die feindlichen Geschwader zu schauen. Zur Seite hatte sie den Greis Calenidés, einen Griechen von Geburt, und Lehrer ihrer Jugend in allen Wissenschaften und Künsten dieser gebildeten Nation, vom Kaiser von Byzanz eben deßwegen Aristulph zugesendet, und von diesem außer der Erziehung seiner einzigen Tochter noch um seiner Erfahrung und Staatsklugheit willen in allerley wichtigen Ge-

schäften gebraucht. So war Catenides auch mit dem Abgesandten der Longobarden in Paris gewesen, und hatte den Hof Pipins, die Ritter, die Fürsten, ihre Sitten und ihren Kriegsruhm, halb mit Bedauern der dunkeln Rohheit, halb mit Furcht vor so vieler Kraft und einfacher Tugend kennen gelernt. Dieser nun begleitete die Fürstinn, und mußte ihr auf ihr Verlangen nennen, wen er von den Heeresfürsten und andern Rittern kannte.

Schon zweymahl hatte einer der jüngsten Ritter, aus dessen aufgeschlagenem Helmsturze ein Gesicht voll Jugendblüthe, ritterlichen Muthes und treuen Sinnes blickte, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, schon zweymahl hatte sie den Greis befragt, und immer hatte dieser ihre Frage zu überhören geschienen. Floribelle wurde ungeduldig. Sie stellte die Frage noch einmahl, und in einem Tone, der dem Alten zeigte, er dürfte sie nicht wieder fallen lassen. So beugte er sich tief und sagte: Ihr gebiethet es, edle Frau! Wohlan denn, so erfahret: Der junge Ritter, dessen edle Gestalt und ritterlich Benehmen euch so sehr zu gefallen scheint, ist Niemand anderes, als der Sohn des fränkischen Königs selbst, Carolus oder nach ihrer Aussprache Carl genannt.

Floribelle erblaßte, und gleich darauf überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht. Das also war der Sohn ihres Feindes, der Mann, der allein unter seinem ganzen Geschlechte es wagen durfte, ihre Reize gering zu achten, und ein Gut zurückzuweisen, für das Andere mit tausend Freuden ihr Leben gewagt haben würden? Von nun an folgte ihr Auge wie bezaubert jeder Bewegung des jungen Prinzen, und der Entschluß, er soll mein werden, bildete sich immer heller und klarer in ihrer Seele aus.

Indessen waren alle jene kleinen Begebenheiten vorgefallen, und Floribelle hatte nicht so bald erfahren, daß Carl wieder in's Lager zurück sey, als sie einen schlauen vertrauten Sclaven durch die Wachen bis ins feindliche Lager zu schicken wußte, der dem fränkischen Königssohne Botschaft von dem Siege, den er unwissend über das Herz seiner Feindinn erfochten, von seinem Glücke, und von frohen Hoffnungen Kunde bringen sollte. Aber Carl hörte ihn ungerührt an, ja er bedurfte aller höflichen Rücksicht, die des Ritters Pflicht gegen jede, auch unbekannte Dame war, um nicht in Unmuth aufzuflammen, als der Vertraute ihm Floribellens Bild einhändigte, und er nun sah, welche üppigen, glühenden

Reize er für das stille, fromme Bild eintauschen sollte, das in seinem Herzen lebte.

Floribelle entglühte vor Wuth und Schaam, als ihr der Sclave einen ehrerbiethigen, aber eiskalten Gruß, und ihr Conterfey dazu, wieder zurückbrachte. Allein es war zu viel von Liebe in dieser Aufwallung, als daß sie nicht die Schaam und den Zorn überwältigen, und Floribellen hätte antreiben sollen, neue Versuche zu machen. Sie wußte ihren Vater dahin zu bringen, daß er abermahls eine Bothschaft mit noch annehmlichern Bedingungen ins Lager der Franken sandte; und da gerade um diese Zeit Nachricht an Pipin kam, daß die Wenden und Sachsen an den äußersten Grenzen seines Reiches in unruhiger Bewegung wären, glaubte man zu Pavia, es sollten diese Umstände den König zu einer günstigen Antwort bestimmen.

Wirklich schien es auch, als ob Pipin nicht übel geneigt wäre, sich in Unterhandlungen einzulassen; aber Carl erklärte fest und bestimmt, er werde nun und nimmer Floribellen seine Hand reichen; er sey bereit, seines Vaters Schlachten mit seinem Blute, seinem Leben zu kämpfen, nie aber sich zum Werkzeug und Pfand eines Vertrages herzugeben, den er nicht gut heißen, und

der seinem Vater und ihm nie zur Ehre gereichen könnte. Carls Weigerung wurde durch eine Gesandtschaft unterstützt, die von Rom kam, und den König aufmahnte, mit dem Feinde der Kirche in keine Verhandlungen einzugehen. Pipin ermannte sich zu neuem Widerstande, Aistulphs Anträge wurden verworfen, und die Belagerungsarbeiten, die ein paar Tage still gestanden hatten, begannen mit erneuter Kraft.

Floribelle hätte zu gute Kundschafter überall, im fränkischen Lager sowohl, als in der Gegend, um nicht bald zu erfahren, daß Carls trotzige Weigerung die nächste Veranlassung zur Erneuerung der Feindseligkeiten gewesen war, und woher diese ihrer Eitelkeit ganz unbegreifliche Kälte des Jünglings gegen sie stamme. Sie erfuhr seine geheime Liebe zu der schönen Engelberta, und beleidigter Stolz, Eifersucht und Rachgier regten ihr Herz in wilder Gährung auf. Sie erkannte nun wohl, daß hier nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nichts zu hoffen sey, und sie beschloß, alles, selbst das Unnatürlichste und Grauenhafteste zu wagen, um ihrer Liebe und ihrem gekränkten Stolze Befriedigung zu verschaffen.

Pipin, der den wahren Grund von seines Sohnes Weigerung eben so wohl kannte, als Flo-

ribellé, hatte ihm, obwohl er in Rücksicht Floribellens keinen Gehorsam forderte, doch von Neuem mit der härtesten Behandlung, ja mit seinem Fluche gedroht, wenn er die thörichte Liebe zu der Tochter des verstorbenen Childerich nicht aufgäbe. Aber der stolze Frankenkönig hatte entweder in der Jugend nicht geliebt, oder schon vergessen, wie ihm damahls zu Muthe gewesen war. Carls Neigung zu der unglücklichen Jungfrau, die ihr und ihres Hauses Mißgeschick mit so viel Würde und frommer Demuth ertrug, die ein zartes Mitleid an ihren bittersten Feind gezogen, und der seine Tugenden das Herz bezwungen hatten, ließ sich nicht von des Königs Drohungen und Scheltworten bannen, vielmehr glühte sie still fort, und wuchs noch höher nach jedem solchen Sturme, womit Pipin sie recht mit der Wurzel auszureissen meinte.

Heimlicher, seltener als vorher, aber nur desto sehnsüchtiger und zärtlicher sah Carl seine Engelberta. Das einsame Landhaus unter den Olivenbäumen war ein Himmelreich für ihn und jede Stunde, die er verstohlen und seelenvergnügt an Engelbertens Seite unter sittigen, zarten Gesprächen von ihrer gegenseitigen Liebe zubrach-

te, ein Vorgenuß jener Freuden, die seiner einst in den Chören der Engel warteten.

Eine kriegerische Sendung, wozu sein Vater seiner bedurfte, und der er sich um keinen Preis hätte entziehen wollen, hielt ihn viele Tage vom Lager und von seiner Liebe fern. Aber er kam wieder, stattete seinem Vater den Bericht ab, der ihn vollkommen zufrieden stellte, und schickte sich an, so bald es möglich war, ins Olivenwäldchen zu eilen. Er hatte es erreicht, er stieg vom Pferde und gab dieß dem Knappen, der ihn jederzeit begleitete. An der Stelle im Wäldchen, wohin ihm Engelberta sonst immer entgegen gekommen war — war Niemand. Er ging weiter, kein Mensch kam ihm entgegen. Schon blickte das Haus durch die nahen Gesträuche — keine Engelberta war zu sehen. Eine bange Ahnung ergriff des Jünglings Herz, seine Liebste könnte krank seyn. Das Thor war verschlossen, er pochte, die alte Aufwärterinn erschien, ihre trübe Miene verkündete nichts Gutes. Carl erblaßte, wie er sie ansah. Wo ist das Fräulein? Was fehlt Engelberten? fragte er hastig. Die Alte zuckte schweigend die Schulter, und wies ihn zu ihren Frauen, die um den Rahmen versammelt im Eingangsgemache saßen. Engelberta war nicht unter ihnen, und Maro-

zia stand auf, wie sie den fränkischen Königssohn erblickte, ging ihm mit trübem Anstande entgegen und sagte: „Gnädiger Herr! Ich weiß, warum Ihr kommt, ich weiß, was Ihr sucht, aber Engelberta ist nicht mehr bey uns.“ Carl trat bestürzt zurück. Und wo ist sie? Warum ist sie fort von hier? Jetzt brachen die Thränen der Matrone hervor, und auch ihre beyden Töchter begannen zu weinen. „Um des Heilands willen, edle Frau, was ist vorgegangen? Wie hat Engelberta Euch, wie hat sie mich verlassen können?“ sagte der todtbleiche Jüngling, indem er sich zitternd an dem Thürpfosten hielt.

Marozia hatte sich gefaßt, die Töchter näherten sich. Nach manchen Fragen und Erläuterungen erfuhr endlich Carl, daß Engelberta vor einigen Tagen, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach im Olivenwäldchen gelustwandelt hatte, nicht wieder zurückgekommen sey, und Landleute aus der Gegend ausgesagt hätten, daß sie in derselben Nacht mehrere wohlbewaffnete Reiter in unkenntlichen Waffen durch die Wälder, die sich von hier bis hinter die Stadt zogen, haben sprengen gesehen, wovon einer ein dicht verschleyertes Frauenzimmer, die sich in seinen Armen zu sträuben schien, vor sich auf dem Pferde gehalten hätte.

Engelberta war entführt. Von wem? Das wußte Niemand. Carls erster Verdacht fiel auf seinen Vater. Er äußerte indeß nichts davon; aber nach einem dumpfen Schweigen fuhr er plötzlich in die Höhe, reichte Marozia die bebende Rechte und sagte: „Ich bringe Euch Engelberta oder doch Kunde von ihr, so wahr mir Gott hilft!“ Er wandte sich um, und verließ schnell das Haus. Dann schwang er sich aufs Pferd, und ritt unter stetem Zurückdrängen der hervorbrechenden Thränen ins Lager. Je mehr er der Sache nachdachte, je weniger schien es wahrscheinlich, daß sein Vater hier die Hand im Spiele gehabt hätte. Hatte er doch längst um diese Liebe gewußt! Hätte er doch schon früher andere, weniger gewaltsame, unritterliche Maßregeln ergreifen können, wenn er so viel von Engelberta's Nähe fürchten zu müssen geglaubt hätte! Wenn aber sein Vater sie nicht hatte rauben lassen, so standen seine Gedanken vollends still, und er wußte nicht, was er denken sollte.

Angekommen im Lager, war sein erster Weg zu Pipin, und mit der Demuth eines Sohnes, aber mit dem Muthe eines Ritters, und der Angst eines liebenden Herzens fragte er ihn geradezu, ob er Engelberta rauben zu lassen für nothwendig

befunden habe. Pipins Erstaunen, sein ausbrechender Unwille, ja eine Regung von Mitleid mit dem Schicksale der unglücklichen Königstochter, die Carl mitten aus den finstern Äußerungen seines Vaters hervorbrechen zu sehen glaubte, entwaffneten schon jetzt den Verdacht, den er im Anfange noch gehegt hatte. Als er aber dem Vater geradezu die Rechte darbielt, sagend: „Wenn ihr unschuldig an dem Raube der Unglückseligen seyd, so schlagt ein,“ und Pipin ihm treuherzig die Hand schüttelte, da stürzte der Jüngling weinend zu des Vaters Füßen, und flehte um Verzeihung seines Argwahns und seiner kühnen Frage, und weinte am Herzen des Vaters, der liebend sein trauerndes Kind umfaßte, und zu sich hinauf zog.

Pipin gab selbst die gemessensten Befehle, dem Räuber der fränkischen Jungfrau auf die Spur zu kommen; denn so weit sein Heer lagerte, so weit fränkische Wachen standen, sollte die Unschuld sichre, und weibliche Ehre geborgen seyn.

Drey ängstliche Tage vergingen. Carl war überall. Kein Busch, kein Haus blieb undurchsucht. Am vierten Morgen kamen einige Reisige mit der Nachricht zurück, daß sie Kunde von der Jungfrau geben zu können glaubten.

Ziemlich weit von Pavia, im Innersten eines

dichten Gehölzes, lag eine Höhle, von Moos, Epheu und Sträuchen überwachsen, der Aufenthalt giftiger Schlangen und grauenhaften Nachtgeflügels aller Art, das den Wanderer, welcher sonst zu Mittagszeit in ihrer kühlen Dunkelheit Schutz vor den Strahlen der Sonne gesucht hatte, mit Gezisch und fürchterlichen Flügelschlägen zurückschreckte. Niemand nahte mehr dieser Grotte, ja seit Menschengedenken vermied jeder Reisende selbst den Umkreis derselben; denn ein grausiges Gefühl umfing und allerley gräßliches Wesen begegnete dem, der sich unvorsichtig nahte, und strafte den kühnen Vorwitz. Die Sage erzählte, daß im finstern Bauche der Höhle eine furchtbare Zauberinn ihr Wesen treibe, und aus dem Blute, den Locken ermordeter Kinder oder junger Leute, die sie auf irgend eine Art in ihre Gewalt zu bekommen wüßte, langsam tödtende Gifte, Liebestränke, oder andern furchtbaren und unauflöslichen Zauber bereite. Die mißhandelten Leichen, das vergossene Blut fanden sich zuweilen, aber die strafende Gerechtigkeit hatte es noch nie gewagt, in das Innere dieses von höllischen Mächten vertheidigten Aufenthalts zu dringen, und die Verbrecherinn, die daselbst hauste, zur Strafe zu ziehen.

Unweit dieser Höhle nun hatten Carls Reisige den Leichnam einer in Nonnentracht gekleideten wunderschönen Jungfrau gefunden. Ihr langes blondes Haar war auf einer Seite abgeschnitten, in ihrem Busen, gerade über dem Herzen, die Todeswunde, und ihre zarten Hände trugen Spuren von Fesseln. Die Reisigen brachten die Leiche, und Carl warf sich in wildem Schmerz über sie hin; denn es war Engelberta. Auch Pipin eilte mitleidsvoll herbey, und die Feldfürsten seines Heeres umstanden in ehrfürchtiger Stille die Gruppe, und ehrten durch ihre Trauer den Schmerz ihres geliebten Herrn. Dann ward Engelberta's schöne Leiche aufgehoben, auf ein Prunkbett ihrer hohen Geburt gemäß, das brennende Kerzen und frommes Gebeth der Priester umgaben, gelegt, und am andern Tage in der Kirche des nächsten Klosters feyerlich bestattet.

Carl war in dumpfem Schmerz der Leiche gefolgt und nur mit Mühe konnte sein Vater ihn bereden, die Gruft zu verlassen, in der sein Liebstes auf der Welt, nun auf immer vor seinen Blicken verborgen, ruhte. Aber er war kaum im Lager angelangt, als sich eine neue unbegreifliche Empfindung in seinem Herzen regte. Eine

heftige Sehnsucht ergriff ihn und zog ihn nach den Mauern von Pavia. Dort — dort, meinte er, müsse das Glück seines Lebens wohnen! Dorthin zog es ihn mit unaussprechlicher und ganz wunderbarer Macht!

Er verstand sich selbst nicht, und wäre eine Täuschung bey so klarem Augenscheine möglich gewesen, so würde er geglaubt haben, man habe ihn mit einem Gaukelspiele geäfft. Engelberta lebe noch und sey in Pavia, und dorthin ziehe ihn die Gewalt der Liebe. Zwey Tage vergingen so in ängstlicher Spannung, der nur die Beschäftigungen des Lagers, die Kämpfe und Gefahren der Belagerung und der Stürme einen Theil der peinlichen Wirkung benahmen, die sie auf den Prinzen hatte. Aber am dritten Tage, als er in tiefen Gedanken über diese wunderbare Sehnsucht in seinem Zelte saß, sieht er plötzlich etwas vor sich auf dem Boden schimmern. Er hebt es auf. Es ist das Gemählde eines sehr schönen Frauenzimmers. Er betrachtete es näher, es ist Floribellens Bild, das er schon einmahl in Händen gehabt, und, wie er glaubte, der Eigenthümerinn zurück gestellt hatte. Auf einmahl fuhr es wie eine helle Flamme in seiner Seele empor. Es ward klar in ihm, er verstand sich ganz. Das

war der Gegenstand, wornach ihn seine unbegreifliche Sehnsucht zog, das der Inbegriff aller seiner Wünsche, das Ziel aller seiner Bestrebungen. Er liebte Floribellen, das Urbild des Conterfeys, das er in Händen hielt, und er mußte zu ihr, sie sehen, ihr seine Gluth gestehen oder sterben.

Als der erste Sturm des berauschten Gefühls vorüber war, stand er finster in sich versunken da, die Wandelbarkeit seines Herzens, seinen Verrath an dem Andenken der kaum erkalteten Liebsten bitter scheltend, und sich selbst mit den heftigsten Vorwürfen strafend. Ach Engelberta war ihm noch theuer, in die Sehnsucht nach der neuen Geliebten mischte sich wunderbar seine alte Liebe, und Floribelle und Engelberta schmolzen in seinem bethörten Sinne in ein unbegreifliches Eins!

Tief vor jedes Menschen Blick und Ohr verbarg er schamroth und unwillig die Schmach seines flatterhaften Herzens. Niemand, niemand sollte wissen, was in seiner Brust vorgegangen war, und wie schimpflich schnell die zärtlichste Liebe zu dem stillen Engel sich in eine verzehrende Gluth gegen ein Wesen verwandelt hatte, das ihm einst mehr als gleichgültig, das ihm widrig erschienen war. Er war sich selbst ein Räthsel und Abscheu, aber er

konnte dem heißen Drange, der ihn zu Floribellen zog, nicht widerſtehen.

Pavia ward indeß mit jedem Tage härter bedrängt, und Aiſtulph, der keine Hoffnung auf Hülfe oder Erſatz mehr hegen konnte, deſſen Streiter ſich mit jedem Kampfe verminderten, während die Lebensmittel abnahmen, und Hunger und Seuchen zu herrſchen begannen, entſchloß ſich endlich, in Pipins harte Bedingungen zu willigen, und Alles herauszugeben, was er dem heiligen Vater entzogen hatte. Für ſich hatte der Frankenkönig nie etwas verlangt. So willigte er freudig in die Vorſchläge der longobardiſchen Geſandten, der Vertrag wurde unterzeichnet, die Thore der Stadt öffneten ſich, und Aiſtulph ſelbſt, von der ſchönen Floribelle und vielen Großen ſeines Hofes begleitet, zog mit fürſtlicher Pracht in das Fränkiſche Lager, um ſeinen Sieger zu bewillkommen. Carl erblickte den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft; er flog auf ſie zu, er achtete nicht des Hofceremoniels, und Floribelle, die längſt ſchon für den Sohn ihres Feindes geglüht hatte, ließ ihn in Blicken und Worten errathen, daß er keine Unempfindliche liebe.

Nun hatten ſie Beyde erreicht, was ſie ſo heftig zu verlangen ſchienen. Aber ganz anders geſtal-

tete ſich die Freude darüber in Floribellens und Carls Bruſt.

Wenn die Befriedigung lange genährter Wünſche Floribellen mit freudiger Ruhe, ja mit Stolz erfüllte, wenn ſie am Ziele langen Strebens nun mit dem Gefühle, ja mit dem Übermuth der Sicherheit ruhte, ſo trieb eine peinliche Unruhe ihren unglücklichen Liebhaber umher. Eine unbegreifliche Sehnſucht zog ihn zu Floribellen, wenn er ſie nicht ſah; eine viel begreiflichere Gleichgültigkeit, ja eine Art von Widerwillen ſchreckte ihn in ihrer Gegenwart von jeder vertrauteren Annäherung, jeder Herzensergießung zurück. Es war kein ſüßes Zuſammenklingen verwandter Seelen, es war kein weiches Hinneigen zu dem liebevollen vertrauten Herzen, kein zartes Verſtehen der tiefſten leiſeſten Regungen ohne Worte, wie bey Engelberta. Eine verzehrende Gluth loderte im Innerſten, ſprach ſich in trunkenen Blicken aus, hielt ihn unentfliehbar in der Nähe des heißumfaßten Gegenſtandes, und keine Befriedigung folgte dieſem Verlangen, kein Blick, kein Ton, keine Äußerung des geliebten, eben ſo glühend liebenden Weſens entſprach dem, was der andere Theil erwartet hatte. Carl fühlte das mit peinlichem Widerwillen gegen ſich ſelbſt. Reue über ſeine Wan-

delbarkeit, und ein dunkles geheimes Gefühl, das unterdrückt und verborgen ihn mit wehmüthiger Gewalt an das Andenken der verstorbenen Geliebten zog, theilten seine Seele in eben so viele widerstreitende Mächte, die sich untereinander bekriegten.

Floribelle, triumphirend, den stolzen Gegner endlich besiegt und in ihren Fesseln zu halten, suchte es nun durch ihren Vater so weit zu bringen, daß ein feyerliches Eheband den Geliebten unauflöslich vor der ganzen Welt an sie kette, und ihr mit seiner Hand die Krone der Fränkischen Königinnen sichere. Aber hiervon wollte Pipin, den die schnell geänderte Gesinnung seines Sohnes auf das höchste aufbrachte, nichts wissen. Aistulph und seine Tochter, das Betragen des Longobardischen Hofes während der ganzen Zeit, die Sitten der Wälschen überhaupt widersagten seinem Innersten, und was er vorher aus Ehrfurcht für den heiligen Stuhl nicht angenommen, schlug er nun aus eigenem Widerwillen aus. Ja er brach bald darauf mit dem Heere von Pavia auf, und hoffte eine Neigung, die so schnell und unvorbereitet entstanden war, würde nun auch wohl eben so schnell durch Zeit und Entfernung verschwinden. Aber er hatte nicht auf die Art dieser Liebe und den Scharfsinn der Verliebten gerechnet. Carl fühlte, ja er

wußte bestimmt, daß er ohne Floribellen nicht leben könnte; und sie hatte nichts weniger als den Gedanken aufgegeben, einst noch das Ziel ihrer Wünsche, Carls Hand und Krone zu erhalten.

So unterrichtete sie den in derley Künsten neuen Jüngling. Ohne Widerrede folgte er dem Vater und dem Heere. Keine Klage schien die Trennung zu bedauern; aber am Ende des dritten Tages fand sich ein niedlicher Mohrenknabe zu den Troßbuben des Heeres. Seine Artigkeit, sein geschicktes Wesen empfahlen ihn bald überall. Carl hörte davon, und nahm ihn sogleich in seine Dienste. Floribelle folgte dem Geliebten in dieser Verkleidung bis nach Deutschland, und wußte durch tausend Künste und Ränke den Argwohn Pipins, und die Aufmerksamkeit des übrigen Hofgesindes zu täuschen. Als sie in Aachen angelangt waren, brachte sie Carl in das Haus einer ihm ergebenen Edelfrau. Dort legte sie die Kleider wieder an, die ihrem Geschlechte und Stande gebührten, und der seltsame Liebesbund dauerte eine Weile fort, wie er von Pavia begonnen hatte.

Aber nicht lange erfreute sich Floribelle hier des mühsam errungenen Vortheils. Sie fing an zu erkranken, sie welkte sichtbar hin, ohne daß irgend Jemand eine eigentliche Ursache dieser

heit aufzufinden im Stande war. Carl in höchster Verzweiflung schrieb sie den Beschwerlichkeiten der Reise und dem ungewohnten rauhen Klima zu, das verderblich auf die weiche Südnatur wirkte. All sein Schmerz, alle Hülfsmittel, die er anwenden ließ, alle Pflege und zärtliche Sorgfalt waren indeß nicht vermögend, den unaufhaltsam dahin fließenden Strom dieses Lebens zu hemmen. Die Klagen der unglücklichen Floribelle, die sich in der Blüthe der Jugend und Schönheit dahin sterben sah, ihre frevelnden Gesinnungen, ihre gewaltsame Spannung, die zwischen unchristlicher Verzweiflung und wildem Trotze gegen den Schöpfer wechselte, stießen den frommen Carl eben so heftig von ihr ab, als eine unerklärliche Neigung ihn auf der andern Seite an die verblühte, fast reizlose Geliebte fest hielt. Endlich erbarmte sich der Tod seiner Qual und ihrer Leiden. Floribelle starb, aber selbst ihr Erbleichen löste nicht das Band dieser mächtigen Liebe. Carl blieb mit eben dem Eigensinne an die entseelte Hülle gefesselt, mit welchem er vorher die Lebende umfaßt hatte. Er ließ die Leiche mit den köstlichsten Spezereyen einbalsamiren, mit königlichem Schmucke zieren, und saß Tag und Nacht an dem offenen Sarge. Er wollte nicht dulden, daß man sie beerdige, und ließ sich

durch kein Zureden, selbst nicht durch den strengen Befehl seines Vaters, der endlich von der rasenden Leidenschaft und dem thörichten Beginnen seines Sohnes war unterrichtet worden, von der Leiche trennen. Pipin erschien nun selbst in dem Zimmer, worin die vergötterte Geliebte auf prächtigen Decken, von der sinnreichen Liebe aufs kostbarste geschmückt, lag, und er fuhr entsetzt vor der Gestalt zurück, an der bereits der Tod seine zerstörende Gewalt zu äußern anfing. Alle Anwesenden fühlten dasselbe Grauen wie er, nur der verblendete Sohn schien nichts davon gewahr zu werden, und diesen Gegenstand des Entsetzens mit eben der Liebe zu betrachten, wie einst die blühende Schönheit. Da trat der Erzbischof von Cölln, ein frommer Mann, den, in Gottesfurcht und Heiligkeit wandelnd, die Täuschungen der Welt und der Hölle nicht blenden konnten, zur Leiche hin, und sprach, nachdem er sie lange betrachtet hatte: „Es will mich bedünken, als läge hier etwas Widernatürliches zum Grunde. Mit Gottes Hülfe wird es sich aufklären.“ Er verließ hierauf mit allen Übrigen das Gemach, und verharrte die folgende Nacht vor seinem Bethschemmel in andächtigem anhaltenden Gebethe zu Gott um Erleuchtung.

Als er gegen Morgen seine Schlafstelle und

die Ruhe ſuchte, ſenkte ſich ein wunderbarer aber heller Traum auf ihn nieder. Er ſah ſich im Schlunde einer tiefen dunklen Höhle, die nur durch den Schein eines Feuers erleuchtet wurde, über welchem ein Keſſel ſchwebte, während ein furchtbares Zauberweib, Sprüche murmelnd, um denſelben herſchritt. Am Boden, nicht weit davon, lag eine todte, ermordete Jungfrau, weiß und bleich, lieblich und ſittig, wie eine geknickte Lilie; aus ihren blonden Locken, und aus dem Blute ihres Herzens, das die Zauberinn auffing, bereitete ſie einen gräßlichen Zauber in dem Keſſel über der Flamme. Dichte Rauchwolken wallten empor, umhüllten die Zauberinn, die Leiche, das ganze Bild. Sie zerfloſſen nach und nach. Eine königliche, wunderſchöne Frau, die er alſobald für Aiſtulphs Tochter erkannte, ſtand vor dem Zauberweibe, und empfing von ihr einen breiten, goldenen Ring, den ſie anſteckte und der ihren linken Arm nahe am Herzen umſpannte.

Hier erwachte der fromme Biſchof; aber er hatte genug geſehn, und dankte Gott inbrünſtig für die Erleuchtung. Dann begab er ſich in das Haus, wo die Todte lag, erhielt es durch ſein Anſehn von dem liebeverlornen Prinzen, daß er ihn auf einige Augenblicke allein bey der Leiche

ließ, ſuchte an ihrem reichbekleideten Arm das Armband, zog es ab, und verließ das Gemach. Carl betrat es ſogleich wieder, aber er ſtarrte vor Entſetzen zurück, als er die Leiche erblickte. Schaft mir den gräßlichen Anblick weg! rief er: Beerdigt dieſes Bild der Zerſtörung!

Man gehorchte ſchnell und freudig. Carl hohlte tief auf Athem, ſah um ſich her, wie ein aus ſchwerem Schlummer Erwachender, und Thränen um Engelberta, und Klagen um ihren Tod waren der erſte Laut ſeines ſich wiederfindenden Herzens. Der ganze Zeitraum zwiſchen ihrem Verluſte und dieſem Augenblick ſchien in Vergeſſenheit verſunken. Floribelle, ſeine raſende Leidenſchaft für ſie, Alles, was von Pavia an bis hier in Aachen mit ihm vorgefallen war, ſchwebte ihm nur wie Bilder eines ängſtigenden Traumes vor.

Aber der fromme Biſchof, als er merkte, wie der junge Prinz ihm (ſeit er das magiſche Armband bey ſich trug) mit unerhörter Liebe und Anhänglichkeit überall folgte, warf, um ſich jedes teufliſchen Verkehrs zu entledigen, den Armring in einen Teich nicht weit von Aachen.

Sein Ufer wurde von nun an Carls liebſter Aufenthalt. Aus ſeinen ſtillen Wogen ſchien ihm oft das Bild der verklärten Geliebten empor zu ſtei-

gen. Hier ruhte er am liebsten von seinen schweren Sorgen und Regierungsgeschäften aus, und ergötzte sich an den Erinnerungen seiner ersten Liebe. Hier endlich umschwebte, ihn Engelberta's sanftes Andenken, und flüsterte ihm mit Engelsmilde Schonung und Erbarmen für Emma und Eginhart ein, indem sie ihn mit holdem Liebesblicke auf die Zeiten erinnerte, wo ja auch er aus Liebe gefehlt hatte, und einem verehrten Vater ungehorsam gewesen war.

Dieß ist die wahre Ursache von Carl des Großen vorzüglicher Neigung zu der altberühmten Stadt. Der Zauber einer ersten, unglücklichen Liebe war es, der den fürstlichen Helden so mächtig an diese Gegend band, ihn, so lange er lebte, mit stiller Sehnsucht dahin zog, und ihn endlich nach dem Tode eine geliebte Ruhestätte dort finden ließ, wo in der Nähe die wunderbar aufbewahrten Reste der ersten Geliebten tief im Schooße der Fluth ruheten.

Inhalt.

	Seite
I. Der Graf von Bärcellona.	5
II. Schloß Wiernitz.	85
III. Carl's des Großen Jugendliebe. . . .	153